

012357

14 Jg.

Nr. 1



Eisab-land,
Lothringers
Heimat



1

9

3

4

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

137

Elsassland \diamond Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3,00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkont. Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5

GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate

in erstklassiger Ausführung.

Tel: 882

A-GUÉROARD

Étudie,

Crée,

Réalise

Dessins & Clichés

2. Place Guillaume Tell

TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Gewiss hat ihre Mutter

schon gerne in der bekannten Confiserie DARSTEIN eingekauft und es ist ihnen vielleicht, wie so vielen, eine angenehme Tradition, da weiter zu kaufen, wo traute Erinnerungen an die Kinderzeit Sie hinziehen! Die Firma DARSTEIN ist weithin im ganzen Land bekannt für ihre ausgezeichneten Qualitäten und sie bietet ihrer Kundschaft auch wirklich gutes, trotz den billigen Preisen.

Ein kleiner Versuch macht Sie schon zum dauernden Kunden. Achten Sie aber im eigensten Interesse auf die nachstehenden Adressen der drei offiziellen

Darstein-Verkaufsstellen in Strassburg

Jungferngasse 3, Alter Weinmarkt 20, Langstrasse 16.

Westermanns Monatshefte.

In der Januarnummer von Westermanns Monatsheften setzt Dr. Hellmuth Langenbucher seine Betrachtungen über den neuen Mittelpunkt deutschen Lebens an Beispielen wesentlicher Romane unter der Überschrift «Dichtung der Landschaft» fort. Er zeigt, dass das Jahr 1933 eine fast allzu reiche Fülle von dichterischen und schriftstellerischen Werken gebracht hat, an denen ernsthafte Kritik aus mancherlei Gründen eine dringende Notwendigkeit ist. Von Interesse ist auch die Abhandlung von Dr. Walther Linden über «Die geistigen Wegbereiter der nationalen Revolution». Der Verfasser verfolgt die geistigen Wurzeln der nationalen Umwälzung, die bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen.

Sie versperren den meisten Krankheiten die Tür und sparen viel Geld

wenn Sie richtig leben. Näheren Aufschluss gibt Oertel-Bauers

Heilpflanzen u. Gesundheitsbuch

Ganzleinen geb. 35 Frs. — brosch. 28 Frs.

Bis jetzt über 170.000 Stück verkauft.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder den Verlag „COMO“ Colmar.

Auch der Aufsatz von Kurz Severin «Auf den Ruinen eines Imperiums» verdient Beachtung, beschäftigt er sich doch mit dem immer von neuem fesselnden tragischen Schicksal des Inkareiches. Von dem weiteren Inhalt nennen wir die Novelle von Joseph Martin Bauer «Der Kanal», die Abhandlung von Hilde Reimesch-Dominik «Trier und das losgerissene Saargebiet» und die Erzählung von Theodor v. Hanffstengel «Deutsche Jugend». Auch dieses Heft ist mit vielen meist farbigen Bildern geschmückt. Das erste Heft des neuen Jahres eignet sich gut zum Beginn eines Dauerbezugs und wir machen unsere Leser deshalb darauf aufmerksam, dass der Verlag Georg Westermann, Braunschweig, auf Wunsch Interessenten gern eine Probenummer kostenlos liefert.

Eifel-Land Lothringers Heimat



9729

14. Jahrg.

JANUAR 1934

1. Heft

Volkstümliche Neujahrspoesie

Ein Neujahrsbrief

Lieber Bruder,

Ich wünsche dir zum neuen Jahr
Viel Glück und auch viel Segen.
Gott lenket oft es wunderbar,
Oh möcht es doch geschehen,
Dass ich nicht mehr so lange Zeit
Muss bleiben mehr bei fremden Leut.
So wünsch ich dir so schnell wie bald
Eine Braut recht zärtlich und von schöner Gestalt.
Wie gerne möchte ich doch wieder
In meiner Heimat mich lassen nieder.
Dann würde ich, oh Bruder mein,
Mich wieder täglich mit dir freun.
Ich wünsche dir zum neuen Jahr
Ein hübsches, brafes, junges Weibchen,
Von Haut so zart wie feines Postpapier,
Schmuck und schlanck am Leibchen,
Dann hundert tausend Thaler Geld
Und alles, was dir noch wohlgefällt.
Das wünsche ich dir von Herzen
Deine getreue Schwester

Adèle M.

Erstein, den 1. Janvier 1860.

Glückwunsch

Gesundheit und ein langes Leben
Und einen immer frohen Mut
Das wolle dir der Himmel geben,
Mir aber sei du immer gut.
Alles, was dein Herz erfreut,
Wünsch ich dir, Geliebte, heut.

Aus Bischweiler, 1886

Am Neujahr

Das Jahr geht hin, das andre kommt,
Nur eins bleibt und stehet fest
Und eines bleibt, das ewig frommt,
Gott, der die Seinen nie verlässt.

Gott, der die Seinen nie verlässt,
Sie hebt und hält, sie hegt und pflegt
Und doppelt fest ans Herz sie presst,
Wenn seine Vaterhand sie schlägt.

Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu,
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb, alt in der Treu,
Lasst uns auch leben dergestalt!

Lasst uns auch leben dergestalt,
So werden stets jahraus jahrein
Und grau und alt und todeskalt
Wir Gottes und er unser sein.

Aus Kröttweiler, 1902

Neujahrswunsch

Teurer, du wirst mir verzeihen,
Sing ich dir zum neuen Jahr,
Werden Jahre sich auch reihen,
Dieses Herz schlägt treu und wahr.
Lebe lang und glücklich liebe,
Jeder Unfall mag dich flieh'n,
Und dein Herz in sanftem Triebe
Stets in Liebe für mich glüh'n!

Aus Bischweiler, 1886

012351



Winter in den Vogesen

Ein Häher streicht aus der alten Edeltanne mit dem Storchnestgipfel und rätscht. Aetsch. ätsch! So höhnt er mich. Denn von dem Schirmast der Tannengreisin ist der Schneehang abgegangen unter dem wippenden Vogel mit den blauen Schwingenspiegeln. Und der Flockenschnee ist mir in den Nacken gefallen, und das kalte Nass hat mich zucken und mucken gemacht. Da ist aber ein schwarzer Schatten über den Pass gehuscht, ein Schemen nur. Das war Meister Reinecke, der gerade seinen kostbaren Balg und die buschige Lunte in Sicherheit brachte. Der helle Aerger zuckt mir übers Gesicht. Und immer noch rätscht der Häher. Aetsch. ätsch! höhnt er mich. Und wischt auch drüben den silbernen Hang, die weissen Bärte herunter. Wie Demanten glitzern die stäubenden Kristalle im kargen, fahlen Sonnenstrahl.

Denn es ist Winter! Vogesenwinter! Und Sankt Hubertus wandert durch Hang und Wald und lädt seine Jünger zu waldfrohem Weidwerk, zu frischem Gejaid. Himmelwärts den Späherblick gerichtet, stehe ich lauschend, voll Erwartung da. Denn hier ist die Schnepfenstrasse. Lagerschnepfen sind da und Durchwanderer.

Klack, klack! Und im weiten Bogen streicht der Langschnabel über die Lichtung, der eulenfiedrige Vogel mit dem langen Gesicht. Den Stecher tief herabgebeugt, streicht er leise vorüber. In den Schrot, in den Tod. Dafür ist er mir heilig und unverletzlich, wenn er im linden März balzend durch den Auwald streicht. Das Malerfederlein der Winterschnepfe ist aber eine gerechte Zier am Jägerhut.

Fasanen laufen über die Brame. Irgendwo weiter drüben hat einer die Patronen nicht im Drilling behalten können. Denn es kracht zweimal, dreimal. Und ich höre ein fürchterliches Schimpfen. «Himmelherrgotttdonnerwetter! Nicht in die Linie schiessen!» Das ist der dicke Förster. Der raucht keinen guten, wenn er loslegt. «Klack, klack!» Und gleich daneben der Hase! Schnepfe und Fasan in sicherer Doublette! Solch Weidmannsheil soll mir gedenken noch auf meine ältesten der alten Tage. Weidmannsheil im Vogesenwinter!

*

Waldesweiher, Waldesauge! Schlafend jetzt in des Winters smaragdener Fessel! Aber der Forellenbach rauscht und schwatzt und raunt. Der Forellenbach vom Waldhang, wo der Eisvogel schrillt und die Wasseramsel schwatzt. Zwischen Weiher und Bach stehe ich in den Erlen. Gedeckt und geduckt. Nacht ist, Winternacht in den Vogesen. Hoch über den Weiss-

tannen und den dunkeln Fichten hängt in den Wolken des Mondes Silberhorn. Ueber die nahe Lichtung ziehen hohe Schatten. Der Trupp Rotwild ist's von den Fütterungen drüben. Der Kauz ruft in den Föhren. Da dringt vom Forellenbach her ein keuchender Pfiff. Der Wassermann ist's, wie Grossmutter im Forsthaus erzählt. Der Wassermann mit dem Dickkopf und den breiten Tatzen. Ich kenn' ihn schon lang, den Wassermann. Und hab schon oft an Weiher und Wasser seiner geharrt. Stets genarrt. Heute habe ich seine breiten Pranken im Schnee gesehen und die geschlängelte Spur der Rute. Drum steh' ich gedeckt und geduckt in den Erlen. Und spähe auf den Weiher, dessen Fessel grünlich schillert im fahlen Mondlicht.

Dort schiebt sich nach dem schrillen Pfiff ein schwarzes Etwas auf die blinkende Fläche. Jetzt heisst's gut hinhalten und mit der Nachtmücke voll in den Kern fahren. Auf den Knall des gedämpften Winterwald durchhallenden Schusses springt daneben in den Büschen Rehwild ab. Polternd prescht der Sprung auf stählernen Schalen durch den nächtlichen Forst. Mit dem Entenhaken lange ich mir den Wassermann vom Eise herüber. Ein schwerer Fischotter mit seidigem, dunenweichem Balg. Hei, wäre das eine Weihnachtsgabe für Frauenschultern!

Ganz droben im Revier ragen die Föhren dicht und buschig. Dort stehen starke Fährten. Die Fährten vom grossen Hahn. Es sind ihrer fünf, die zusammengestanden sind zur Wintergesellschaft. Vier kapitale, ein Junger, der den zweiten Winter lebt. Der älteste lebt wohl seinen letzten. Denn er ist ein Raufer, der die Balz verdirbt.

Dort schwanken Zweige. Als ob ihnen die Nadeln abgerissen würden von hastiger Hand. Nebenan knistert's wie leiser Scherenschnitt. Die Hähne sind's. Sie nadeln nach der harten, herben Föhrenäsung. Warm und hell scheint die Wintersonne. So warm, dass der Jüngste sich in die Gipfelhaube einstellt und zu spielen anhebt, wie wenn der Lenz durch den Bergwald zöge.

Da rauscht das Geäst. Und der Schnee sprüht. Und der alte Urhahn kampelt den Jungen an. Und der Rauhwind kommt und verhüllt mit Gewölbe die Sonne und peitscht Ast und Baum und wirbelt den Schnee auf und jagt ihn und häuft ihn am Hange. Jetzt ist nicht Zeit für Hahnenspiel und Frühlingsglauben. Auch der Zaunkönig verstummt und duckt sich im Gehölz. Und von Berg zu Berg, von Haupt zu Haupt, von Hang zu Hang, von Schlag zu Schlag breitet seinen Herrschermantel König Winter.

M. M.



Verschneite Wasgautannen

Phot. A. Rosenstiel

Die Wasserburg Nieder-Geroldseck

Der Reisende, der auf der Linie Saarburg-Saargemünd fährt, wirft wohl aus dem Zuge einen flüchtigen Blick auf eine bald nach der Station Niederstinzeln in der Saarniederung auftauchende Ruine, ohne sich von dem malerisch nicht besonders hervortretenden, alten Gemäuer weiter angezogen zu fühlen.

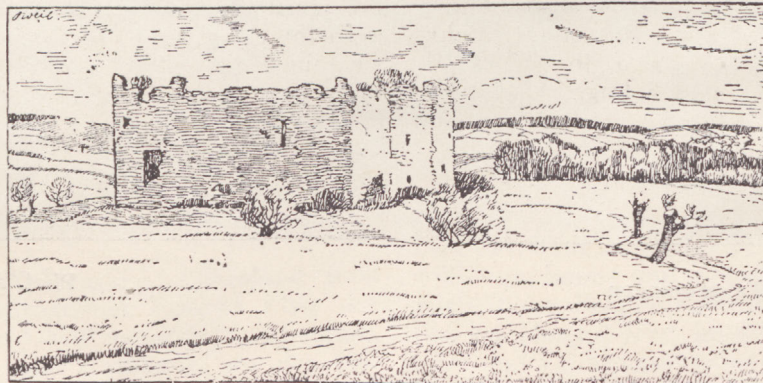
Gleichwohl ist diese Ruine, die den Namen Nieder-Geroldseck trägt, merkwürdig in baulicher und geschichtlicher Hinsicht, in baulicher zunächst als Vertreterin einer der in Lothringen sonst nirgends mehr in sichtbaren Ueberresten noch erhaltenen Wasserburgenanlagen. Diese suchten unter Verzicht auf Wall und Mauer ihren Schutz lediglich in einer Reihe, die Veste im Kreisrund umspannender, versumpfter Gräben, welche bei Geroldseck noch gut erkennbar sind. Sodann ist Geroldseck burgenkundlich interessant als sogenannter Steinsaal aus frühromanischer Stilperiode durch seine nüchterne Form, die sich auf vier feste Mauerwände im Geviert und einen halbrunden Eckturm zum Schutze des Tores beschränkt. Die heute fensterartigen Mauerdurchbrüche dürften Zutaten aus der Zeit des Verfalls sein. Die Aussenseiten des Erdgeschosses waren mit Ausnahme des Eingangs jedenfalls glatt, nur die des Oberstocks waren mit kleinen Fenstern als Lichtquellen versehen. Höchstens war noch ein hölzerner Wehrgang vorhanden, der das Dachwerk umgürtete.

Vor dem Aufkommen der Feuerwaffen bot diese Wasserburgenanlage genügend Sicherheit gegen feindliche Ueberfälle, später nicht mehr. So wurde die alte Saarsperre, nachdem sie im Laufe

der Jahrhunderte verschiedenen Herren untertan gewesen war, schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts verlassen und dem Verfall preisgegeben. Wenn die heute noch vorhandenen Baureste sich durch die Jahrhunderte hindurch erhalten haben und das ganze Mauerwerk nicht gleich der grossen Zahl der übrigen lothringischen Burgruinen zum Bau von Häusern und Kirchen von den Dorfbewohnern weggeschleppt wurde, so mag wohl die schwierige Abfuhrmöglichkeit dazu beigetragen haben, vielleicht auch sein alter Ruf als Geistersitz, mit dem niemand zu tun haben wollte.

Als Geisterschloss ist Geroldseck verewigt von Hans Michel Moscherosch, der als Amtmann im nahen Finstingen in den Jahren 1658—1642 seine die Sitten der Zeit geisselnden «wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte» des Philander von Sittewald schrieb. In seinem Gesicht «Alamode Kehraus» greift er die alte Sage auf, dass in dem benachbarten Schloss Geroldseck alte, deutsche Helden schlummern und zeitweilig Heldenrat halten, vor dem auch Philander erscheinen musste. Später hat man den Sitz der alten Helden nach der besser bekannten Burg Hoh-Geroldseck bei Zabern irrthümlich verlegt. Moscherosch selbst aber unterscheidet genau zwischen beiden Geroldseck. Er spricht in einem Satze von «Geroldseck im Wassichin bei Zabern» und dem Wasgau, d. h. dem dem Gebirge vorliegenden Gau, worin «die alte Burg Geroldseck gelegen ist, von der ich dieses Gesicht geschrieben habe».

F.



Nieder-Geroldseck an der Saar

St. Anton der Einsiedler und das Antoniusfeuer

Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde im Elsass. Von Dr. L. Pflieger

Antonius den Grossen, dessen Todestag auf den 17. Januar fällt, hat die christliche Nachwelt den seltsamen Einsiedler der ägyptischen Wüste genannt, der als Vater des Mönchtums betrachtet wird. Seine Lebensgeschichte, von dem Kirchenvater Athanasius verfasst, ist in der Folgezeit ein Typus geworden; sie ist ein echt menschliches Dokument von erhabener Grösse, das den Anglikaner Newman erschütterte. Sie hat durch das ganze Mittelalter hindurch dem Heiligen zu einer erstaunlichen Volkstümlichkeit verholfen.

Er hat sich dem gläubigen Volke auch dankbar erwiesen: Er ist ein nie versagender Menschen- und Tierarzt geworden. Unser Geiler von Kayersberg hat es einmal (Predigt von den 7 Schwertern) gesagt: «Wenn keine Arznei mehr will helfen, muss man die lieben Heiligen anrufen. Als Sant Antonien. Wenn einen desselben Feuer ankommt, brennt es ihm einen Schenkel oder Hand ab.» Hier haben wir schon die Hauptkrankheit genannt, in der man von Antonius Hilfe und Heilung verlangt: das sogen. Antoniusfeuer.

Was war dies für eine Krankheit? Neben dem Aussatz und der Pest war sie eine der grossen Volkskrankheiten des Mittelalters. Seit der Mitte des 9. Jahrhunderts begann sie in Europa, vor allem in Frankreich zu wüten und grosse Opfer zu fordern. Hier hatte sie zuerst den Namen «heiliges Feuer», ein Ausdruck, der auf das Altertum zurückgeht, wo ihn Aerzte wie Celsus für alle von Brennen begleitete Hautkrankheiten (Erysipelas) gebrauchten. Seit dem 12. Jahrhundert, wo die von dem Uebel geplagte Menschheit, der keine ärztliche Kunst zu helfen vermochte, in St. Anton den grossen Nothelfer fand, wurde sie Antoniusfeuer genannt.

Die Geschichte der Medizin (Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, Jena 1878, III, 95) zeichnet das Krankheitsbild folgendermassen: Unerträgliche Schmerzen quälten die Kranken, dass sie laut schrien und mit den Zähnen knirschten. Die Schmerzen nahmen ständig zu. Ein unsichtbares, unter der Haut verborgenes Feuer trennte das Fleisch von den Knochen und verbrannte es. Die Haut der vom Uebel befallenen Glieder, manchmal auch die des Gesichts wurde braunrot und schwärzlich, oder sie starb ab und überzog nur noch die Knochen. Das Aeussere blieb kalt, und die Kranken wurden von eisigem Frost befallen, dass sie durch kein Mittel zu erwärmen waren. Später wurden die ergriffenen Teile kohlschwarz, oder sie wurden von häss-

licher Fäulnis verzehrt. Häufig fielen die Glieder ab, und es gab Fälle, wo nur noch Rumpf und Kopf übrigblieben. Die Kranken verlangten nach dem Tod, um von ihrer Qual befreit zu werden; dieser trat aber erst ein, wenn das Uebel auch die inneren Organe ergriff; die Kranken glaubten dann, dass ein inneres Feuer die Eingeweide verzehre, starben unter den schrecklichsten Schmerzen oder zehrten langsam ab. Man versuchte, durch Amputation der abgestorbenen Teile den Kranken zu helfen; aber dann geschah es oft, dass in den früher eiskalten Gliedern sich eine glühende Hitze einstellte, die noch eine eigene Behandlung erforderte. Die wenigen Genesenden sahen mit ihren Narben, dem abgezehrten Antlitz, dem Mangel einzelner Gliedmassen schrecklich aus.

In späterer Zeit (zuerst der französische Arzt Ruad, 1771) versuchte man diese Krankheit als durch Vergiftung mit Mutterkorn (*secale cornutum*, einer Krankheit des Getreides) zu erklären, was nicht so unwahrscheinlich ist. Auch Gesichtrosen pflegte man als Antoniusfeuer zu benennen, ebenso das Brandigwerden gewöhnlicher Wunden. Ein Beweis dafür ist die in der Medizingeschichte noch nicht verwertete Notiz des oberelsässischen Chronisten Matern Berler, der uns berichtet, dass der Vater Geilers von Kayersberg bei einer Bärenjagd verwundet wurde: «Diese Wund ward entzündet von dem Feuer Sant Antonii, und er starb bald».

Wie kommt nun der hl. Antonius in Verbindung mit dieser Krankheit?

Nach dem Tode des grossen Einsiedlers (um 354 n. Chr.) erhob sich über seinem Grab eine Kirche. Kaiser Justinian brachte im Jahre 561 seine Reliquien nach Alexandrien, die später, beim Einfall der Araber, nach Konstantinopel geflüchtet wurden. Im 11. Jahrhundert wurden sie einem französischen Ritter Jocelin, der sich um die byzantinischen Kaiser grosse Verdienste erworben hatte, geschenkt; er brachte sie im Jahre 1070 nach St. Didier la Mothe in der südfranzösischen Diözese Vienne, wo sie sogleich grösste Verehrung erfuhren. In dieser Zeit wütete gerade die Seuche des heiligen Feuers. In ihrer Not suchte die geplagte Menschheit bei diesem neuen Heiligen, von dem die Legende die furchtbarsten Kämpfe berichtete, die er mit den Dämonen zu bestehen hatte, Hilfe zu erleben. Die Kranken und Pilger kamen so zahlreich, dass man neben der Kirche ein Spital errichtete. In dieses Spital trat ein Ritter, namens Gaston, ein, dessen Sohn auf die Fürbitte des Heiligen



Der hl. Antonius vom Isenheimer Altar

von der fürchterlichen Krankheit geheilt worden. Dieser Ritter gründete eine kleine Genossenschaft von Hospitalbrüdern, welche Papst Urban II. im Jahre 1095 als Orden des hl. Antonius von Vienne bestätigte. Als ihre Hauptaufgabe galt die Pflege der von dem hl. Feuer geplagten Kranken. Von nun an erhielt das Uebel den Namen Antoniusfeuer. Die Ordensbrüder trugen ein schwarzes Gewand mit einem blauen aufgenähten T-förmigen Kreuz, dem sogenannten Antoniuskreuz, das zum Abzeichen der Antoniter wurde; dieses Kreuz ist aber nur die heraldi-

sierte Form des Krückstabes, dessen sich der alte Einsiedler bei seinen Wanderungen durch die Wüste bediente.

Der neue Hospitalbrüderorden entwickelte sich rasch in fast allen Ländern. Bonifaz VIII. erhob im Jahre 1297 St. Didier zum exemten Hauptsitz des Ordens und bestätigte sie als Augustinerchorherren. Den Orden leitete der Grossmeister oder Generalabt von St. Didier, das einzelne Haus ein Komtur oder Praeceptor. In seiner Blütezeit zählte der Antoniterorden in Europa 569 Spitäler, in denen nach dem Erlöschen des Antoniusfeuers Haut- und Geschlechtskranke, Aussätzige und arme Pilger aufgenommen wurden. Der grosse Reichtum wurde den Antonitern in der neueren Zeit zum Verhängnis. Nach vergeblichen Reformversuchen wurden sie im Jahre 1777 mit den Maltesern oder Johannitern vereinigt und 1805 gänzlich unterdrückt.

Auch im Elsass fanden die Antoniter schon früh Eingang. In dem Seelbuch des Strassburger Münsters aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts wird in Strassburg eine Kapelle des hl. Antonius bei der St. Andreaskirche erwähnt. Diese war das Gotteshaus des 1277 urkundlich bekannten Antoniterhauses, das als Spital für Arme und Kranke diente. Es vergrösserte sich im Lauf der Zeit und erhielt eine grössere Kirche, die im Jahre 1448 eingeweiht wurde. Sie stand in der Regenbogengasse und wurde 1529 von dem protestantischen Stadtrat geschlossen. Im Jahre 1685 wurde sie von Ludwig XIV. als katholische Pfarrkirche wieder eröffnet und französischen Antonitern übergeben, die hier als Seelsorger wirkten bis 1777, wo der Orden mit den Johannitern vereinigt wurde. Das Strassburger Antoniterhaus hing ab von dem grossen Antoniterspital zu Isenheim im Oberelsass, dessen Gründung die elsässischen Geschichtsschreiber gewöhnlich in das Jahr 1297 verlegen. Es muss aber viel früher gestiftet worden sein, da von ihm aus die Strassburger Niederlassung ausging. Aus seiner älteren Zeit wissen wir sehr wenig. Ihr Spital muss aber einen guten Ruf genossen und geschickte Chirurgen gehabt haben, wie aus einer Colmarer Urkunde von 1451 hervorgeht; darin bittet der Stadtrat das Isenheimer Spital, einen Knecht aus Colmar, «der an einem Schenkel bresthaftig geworden ist, dass man ihm den abhöwen muss», nach Isenheim zur Vornahme der Amputation schicken zu dürfen, oder dass man einen erfahrenen Amputator zur Vornahme der Operation nach Colmar sende. Von Isenheim aus wurde auch eine Niederlassung zu Drei-Aehren gegründet.

Den Isenheimer Antonitern verdankt die Kunstgeschichte eines der grossartigsten Werke der Malerei: den weltberühmten Altar des Mathias Grünewald. Auf einem Altarblatte ist die Versuchung des hl. Antonius dargestellt; in der linken Ecke befindet sich eine seltsam abschreckende Krankengestalt, welche die Aufmerksamkeit zahlreicher Medizinhistoriker auf sich gezogen hat. Es ist kein Zweifel, dass dieser Kranke ein Opfer des Antoniusfeuers ist; wenn zur Zeit, als Grünewald das Bild malte, diese Krankheit auch nicht mehr auftrat, so konnte er doch sehr wohl von den Spitalbrüdern ein eingehendes Ueberlieferungsbild des Uebels erhalten haben.

Das Volk wenigstens hat den Namen Anto-

niusfeuer auch im 15. Jahrhundert weiter gebraucht für andere Uebel. Den Fall von Geilers Vater haben wir oben erwähnt. Das Wunderbuch der Thanner Theobalduswallfahrt verzeichnet für das Jahr 1461, dass ein Mann aus Bremen zu Thann «von Sanct Anthoni feier erlediget wurde.». Der Strassburger Chronist Königshofen berichtet, dass im Jahre 1414 der König Ladislaus von Neapel «eines ellenden Todes von sant Anthenien roche» starb. Nach dem Strassburger Chronisten Trausch sei 1448 die Strassburger Antoniterkirche erbaut worden, um den Heiligen zu begütigen, da er sehr erzürnt war und viele Leute vom Antoniusfeuer befallen waren. Ob dieses späte Auftauchen der Seuche Tatsache ist oder Erfindung des späten Chronisten, ist schwer zu sagen. Bedeutsamer ist, dass Geiler in seinen Predigten öfters von der Krankheit redet. Eine Stelle haben wir eingangs schon berührt. In den Predigten über das Narrenschiff vergleicht er das Antoniusfeuer mit dem Feuer der Hölle; wer dieses vermeiden will, muss die mit dem Antoniusfeuer Behafteten nachahmen dadurch, dass er Gott mit frommem Gebet anruft: «Wer die blag hat des hellischen füers S. Anthony, die lassent sich etwan in ein kirchen tragen, als in unser Frauen Kirchen zu Paris, oder zu St. Anthonius, und gehen da nit dannen, sie seint dann gesen.» Interessant in dieser Predigtstelle ist der Hinweis auf Notre-Dame zu Paris, und St. Anthonius, womit offenbar die Strassburger Antoniterkirche gemeint ist. Verstand nun Geiler unter diesem Antoniusfeuer die fürchterliche Volksseuche, von der die Chronisten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nichts mehr melden? In einer anderen Predigt (Emeis, S. 520) wird er deutlicher: «Man braucht das Wasser sancti Anthonii für das feuer an einem glid und hilfet das wasser, das von ihm selber nit, aber das man sant anthoni heiltumb in das wasser hat gestossen.» Hier handelt es sich offenbar um brandige Wunden, für das Volk ebenfalls den Namen der Seuche gebrauchte, und er empfiehlt als Heilmittel ein geweihtes Wasser, das man mit Reliquien des Heiligen in Berührung brachte.

Solches Wasser, für das uns in Deutschland eigene Weiheformeln bekannt sind, erhielten die Leute wohl von den Sammlern, welche jedes Jahr das Land durchzogen, um für die Antoniterspitäler, welche die Kranken unentgeltlich behandelten, die nötigen Existenzmittel zu kollektieren. Von ihnen gilt es noch zu berichten.

Die Antoniterkollektoren genossen unter den zahlreichen «Stationieren» und «Quästionierern», welche im Mittelalter für allerlei religiöse oder andere vorgeschützte Zwecke Almosen sammelten, besondere Vorrechte wegen der sozialen Nützlichkeit ihrer Spitäler. Wenn die Bischöfe den anderen Kollektoren, die sich zu einer wahren Landplage entwickelten, das Sammeln verboten, so nahmen sie von diesem Verbote die Antoniter fast immer aus. So eine Synode von Basel im Jahre 1297. Als der Strassburger Bischof Wilhelm von Diest im Jahre 1412 einen Erlass herausgab, der den nicht autorisierten Sammlern die Kollekten verbot, sind neben S. Valentin von Rufach, bei dem die Epileptiker Heilung suchten, und den Mönchen vom grossen St. Bernhard nur die Antoniter zugelassen; die Strassburger Diözesansynode von 1425 erteilt ihnen und dem Spitalorden vom hl. Geist allein die Sammlungserlaubnis. Schon im Jahre 1502 hatte König Albrecht die Almosensammler von Isen-



Der hl. Antonius von M. Schongauer

heim in seinen Schutz genommen. Am Ausgang des Mittelalters noch gewährte ihnen Bischof Wilhelm von Strassburg seine besondere Gunst

und forderte die Geistlichkeit auf, die Isenheimer Kollektoren mit feierlicher Prozession zu empfangen.

Das hauptsächlichste Almosen, das die Antoniter erhielten, waren Schweine. Dass man den Antonitern Schweine schenkte, hängt mit der Legende des hl. Einsiedlers zusammen, nach welcher die bösen Geister den Heiligen in Gestalt von Schweinen belästigten; galt ja schon in vorchristlicher heidnischer Zeit das Schwein als Sinnbild unreiner Geister. Dazu kommt noch ein weiteres wichtiges volkskundliches Moment: sollte der grosse Nothelfer gegen das Antoniusfeuer, das die Menschen plagte, nicht auch ein mächtiger Helfer sein gegen eine andere Krankheit, welche den Tierbestand des Landmanns, vor allem die Schweine bedrohte, nämlich den Rotlauf?

Darum wurde «St. Anton mit dem Schwein» einer der beliebtesten Viehpatrone des Mittelalters. «Sautoni» heisst er noch heute bei vielen unserer Bauern, um ihn von seinem ebenso volkstümlichen Namensvetter von Padua zu unterscheiden. Darum haben ihn die Künstler stets mit dem Schwein abgebildet, wie wir es an der wundervollen Holzstatue sehen können, welche Meister Nikolaus von Hagenau für den Isenheimer Altar geschaffen hat (jetzt im Unterlindenmuseum zu Colmar). Ein alter Bauernspruch lautet: St. Anton soll unser Heiliger sein, weil er uns hütet unser Schwein. Die Bauern zeigten sich dankbar, indem sie an vielen Orten auf Gemeindegeld Schweine fütterten, die den Antonitern geschenkt wurden. Um diese Schweine kenntlich zu machen, hing man ihnen ein Glöcklein an und brannte das Ordensabzeichen, das T, in ihre Haut, wodurch sie als Ordenseigentum gekennzeichnet waren, die dann den kollektierenden Antoniterbrüdern übergeben wurden. Noch 1528, kurz vor der Aufhebung ihres Klosters, liessen die Strassburger Antoniter ihre Schweine in den Strassen umherlaufen, wo sie ihre Nahrung suchen sollten; als der Magistrat sich beschwerte, bedeutete man ihm, das Spital sei zu arm, um seine Schweine zu unterhalten. Der berühmte Strassburger Satiriker Thomas Murner hat sich oft über die «Thengerferlin» (Antoniusferkel) lustig gemacht, und Geiler spottete über die geizigen Bauern, die dem Antonius kranke Ferkel verehrten: «Hast du ein lahmes Ferkel, das finnis ist, es ist eben recht, sprichst du, ich will es St. Antönchen verehren». Mit dieser Bemerkung wollt der Prediger die Eltern treffen, ide ihre krummen Söhne oder buckligen Töchter in Klöster steckten, um sie zu versorgen. Das Antonius Schwein ist durch Dante berühmt geworden. Im 29. Gesang seines Paradiso (Vers 124—126), wo er die umherziehenden Prediger tadelt, gedenkt er auch der Missbräuche

der Antonitersammelbrüder und fügt boshaft bei: Mit solchen mästet sich sein Schwein St. Anton und andres mehr, das schlimmer ist als Schweine, in Gold bezahlend, dem der Stempel fehlt.

Mit den letzten Worten deutet er an, dass die Kollektoren, um die Gebefreudigkeit anzustacheln, für die Spenden falsche Ablässe verkündeten.

Es kam wohl auch vor, dass die Kollektoren den Leuten versicherten, dass sie sich durch ihre Gaben vor dem Antoniusfeuer, der fallenden Sucht und dem jähen Tode schützen könnten. Einfältige Menschen konnten das leicht als Drohung auffassen, und es bildete sich da und dort die Anschauung, dass St. Anton nicht vom Antoniusfeuer heilen, sondern auch mit demselben strafen könne. Daher auch der Name St. Antoniusrache, den wir aus Königshofen kennen lernten. Auch in dem zu Strassburg erschienenen Wörterbuch des Peter Dasypodius (16. Jahrhundert) heisst die Krankheit St. Antonia raach. Darum erschien sie auch in Fluch- und Verwünschungswörtern; die Colmarer Weberzunft z. B. hatte ein Statut: «Wer schwört bei St. Veltin, S. Anthonien, St. Grimmen, St. Viten, bessert 6 Pfennig in die Büchse». Mit solchen Flüchen wünschte man seinem Feind die Krankheit, für die man die genannten Heiligen anrief. Dafür, dass manche Kollektoren den zögernden Almosenspendern mit der Rache des Heiligen drohten, zeugt eine Aeusserung des Strassburger Reformators Matthäus Zell: «und wäre es zu leiden, dass sie den Heiligen zugegeben, dass sie die Krankheit geheilt hätten, wo sie ihnen nicht auch zugegeben hätten, dass sie es den Leuten zufügten. Deshalb hat man St. Veltin und Anstett (Anastasius) und Teng (Antonius) in grosser Furcht gehabt, auf dass sie nicht schädlich wären.»

Bis in unsere Zeit hinein hat sich da und dort im Elsass das Schweinepatronat St. Antons erhalten, so in Meisengott, wo ihm die Pilger an seinem Fest Schinken und Speck opfern, die am folgenden Tag zum besten der Kirche versteigert werden; die Pilger berühren das Antoniusbild mit Brot, das man den Schweinen gibt, um sie gegen den Rotlauf zu schützen. In Isenheim weihet man Antoniusbrötchen, in Luttern segnet man am Antoniusstag Brot und Salz für die Haustiere. In Hirsingen aber ist Antonius auch Pferdepatron geworden; an seinem Fest werden die Pferde gesegnet.

Einem so grossen Helfer in leiblichen Nöten brachte das elsässische Volk naturgemäss die grösste Verehrung entgegen. Auf den Einfluss des grossen Isenheimer Antoniterhauses ist es zurückzuführen, dass St. Anton namentlich im Ober-Elsass zahlreiche Kapellen und Altäre besass. Schon im 13. Jahrhundert befand sich in

Uffholz eine vielbesuchte Antoniuskapelle, die 1406 an die Abtei Murbach kam. Sie wurde von einem Waldbruder bedient. In der Neuzeit hat die Familie Ingold sie wieder errichten lassen. In Colmar besass der Heilige eine Seitenkapelle in der Martins-Kirche; 1502 wurde eine solche ebendasselbst im Päriser Klosterhof eingeweiht; St. Anton war auch Nebenpatron der Barbara-Kapelle in dem grossen Buchshof desselben Klosters bei Mittelweier. Antoniusaltäre mit Messpfründen gab es in der Blotzheimer Wallfahrtskirche, in Habsheim, Egisheim, Huppach, Widensolen, Leimen, Pfetterhausen, in der Stiftskirche zu Masmünster, in Herlisheim, im Spital zu Bergheim, in Hirsingen; Anton, Patron von Appenweier, Felleringen, Retzweiler. Im 17. Jahrhundert noch liess der Abt Bernard Buchinger im Kloster Paris eine Antoniuskapelle erbauen. Ein solche wurde 1722 in Exbrück errichtet, bestand auch in Klein-Rumbach bis zur Revolution.

Von einer aussergewöhnlich eifrigen Antoniusverehrerin berichtet uns der Chronist des Frauenklosters Schönensteinbach. Ihm zu Ehren betete die Schwester Elisabeth Grissin aus Hartmannsweiler (15. Jahrhundert) in ihrem Leben 61 000 Vaterunser, 45 000 Te Deum und entsprechend viele Tausend Hymnen und Antiphonen. Auch im Kloster Unterlinden verehrte man den Heiligen.

Im Unterelsass ist Antonius Patron zu Bernhardsweiler (bei Schlettstadt). In Strassburg hatte er einen Altar im Münster bei der St. Andreaskapelle, ebenso in den Georgskirchen zu Schlettstadt und Hagenu; Kapellen besass er in Lupstein und Dauendorf (wo sie noch erhalten ist).

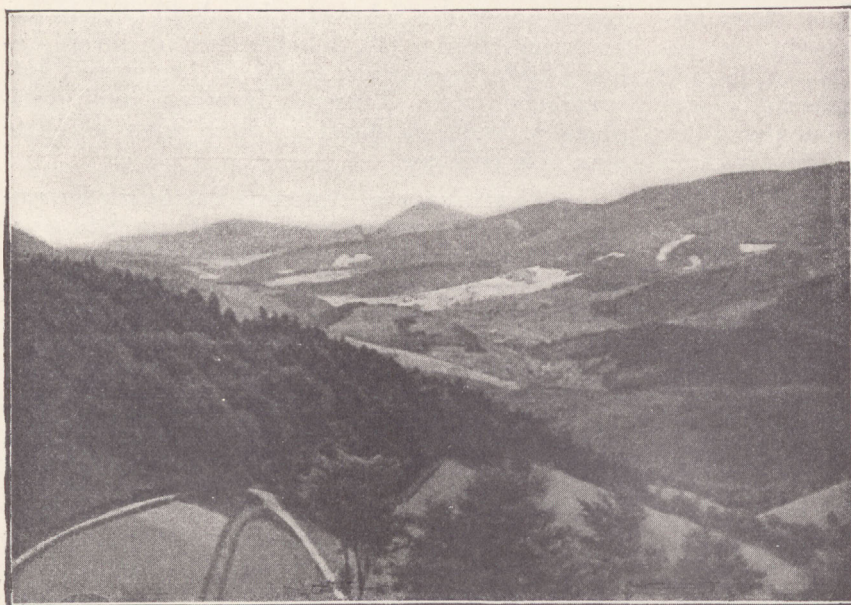
Erwähnen wir noch, dass im Jahre 1517 der Strassburger Buchdrucker Johannes Knobloch ein Büchlein druckte, welches das Leben der beiden Einsiedler Paulus und Antonius enthielt.



Henri Bacher

St. Antonius-Kapelle bei Dauendorf

Quelques noms botaniques populaires de la Vallée de la Lièpvre



Vallée de la Lièpvre

Voici quelques dénominations locales de certaines plantes récoltées à Lièpvre et dans les environs.

Le colchique d'automne (*Colchicum autumnale*) et appelé ici la *Veilleuse*, car il marque l'approche des nuits longues où l'on fait la veillée, en outre il a la forme d'un petit chandelier. Les gens croient qu'en ayant sur soi trois oignons de colchique en l'honneur de la Très-Sainte-Trinité on est guéri de rhumatismes. Les feuilles de la plante printanière n'ont pas de nom spécial.

La primevère (*Primula veris*) est le *Coucou*, elle annonce cet oiseau, précurseur du printemps.

Le perce-neige (*Galanthus nivalis*) est le *Pousse-la-neige*.

L'anémone (*Anemone nemorosa*) s'appelle *Fleur de St. Joseph* apparaissant au mois consacré à St. Joseph.

Le salsifis (*Tragopogon pratensis*) se dit *Pain de soldat*. Allusion au soldat se contentant de ce qu'il trouve.

La digitale (*Digitalis purpurea*) est en patois le *Chamgodat*. Un godat est un gobelet auquel on compare la forme du calice.

Petasites officinalis avec ses larges feuilles est le *chapeau de bœuf*, à l'Intérieur le *couvre-crapaud*, dans le Ried *Rossuwe*.

Gnaphalium dioicum correspond à la dénomination allemande *Katzenpfötchen*, *Pattes de chat* se rapportant à la forme de la fleur.

Le bluet des champs (*Centaurea cyanus*) s'appelle *Casse-lunettes*, car pour sauvegarder la vue, on en frappe les yeux avec une infusion dans l'eau-de-vie.

Les tomates (*Solanum lycopersicum*) sont les *Pommes d'amour*.

Le narcisse (*Narcissus poeticus*) est la *Claudnette*.

L'amourette (*Briza media*) est le *Tramoulé*, l'herbe qui tremble au gré du vent.

Le pied-d'alouette (*Delphinium consolida*) de forme haute et de couleur bleu-claire se nomme *Charde Venus*.

L'aubépine rouge (*Crataegus oxyacantha*) est la *Poire du bon Dieu* parcequ'elle fleurit vers la Fête-Dieu, tandis que la prunelle noire (*Prunus spinosa*) se dit *Haye-*

atte, dérivé de haie, et le fruit *hôtrelle*.

La rose sauvage (*Rosa canina*) est le *Hobécu*, en alsacien *Kratzärschle*.

Le laceron (*Sonchus oleraceus*) se nomme chez nous *Laituron* d'après sa sève laiteuse.

La mauve (*Malva neglecta*) se dit, en s'inspirant de la forme des fruits, le *Fromageon*, cf. l'alsacien *Käselskrüt*.

Le caltha (*Caltha palustris*) est la *fleur de bô*, fleur du crapaud.

L'absinthe (*Absinthium*), donnant une tisane forte, est appelé le *Blancfort*, tandis que la molène (*Verbascum tapsus*) se nomme le *Bouillon blanc*.

Le houx (*Ilex aquifolia*) prend dans notre vallée le nom de *Pambagne*, transformation du *Palmbaum* allemand qu'on porte à l'église le jour des Rameaux pour recevoir la bénédiction du prêtre. De même le cyprès (*Juniperus sabina*) est appelé *Pambagne Notre Dame*. Le buis (*Buxus*) est le *Joli-bois*.

La giroflée jaune (*Cheiranthus cheiri*) est le *Bâton d'or*.

La fougère (*Filicaria*) s'emploie pour la litière et s'appelle *Follayure*.

L'ancolie (*Aquileja vulgaris*) se dit par rapport à la forme des fleurs *Sabot*.

Le plantain à larges feuilles (*Plantago major*) porte nom de *Oreilles de cochon*, le *Plantago lanceolata* *Feuille du charpentier*, car étant blessé à la main, le charpentier se bande avec cette feuille.

V. Kuentzmann

Aus einem Rosheimer Briefsteller des 16. Jahrhunderts

Von Dr. Joseph Lefftz

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts stellte der Rosheimer Stadtschreiber eine kleine Encyclopädie der Kanzleigelehrsamkeit zusammen. Die Handschrift trägt den Titel «Tittular-Buch der Statt Rosheim» und wird heute in der Strassburger National- und Universitätsbibliothek (Hs. 842) aufbewahrt. Es handelt sich um ein Musterbuch mit den damals gebräuchlichen Titulaturen verschiedenster Art, mit den gangbarsten Formularen zu Schreiben amtlichen und privaten Charakters, mit Entwürfen für Rechtsurkunden, Aktenstücke und amtliche Verkündigungen u. a. m. Beigefügt sind Notizen über politische Ereignisse und wirtschaftliche Dinge, ein Volkslied, ein Schauspielfragment und eine Menge kurioser Rezepte und Arzneien für Menschen und Vieh, untermischt mit alten Heilsegen und Beschwörungsformeln.

Die Rosheimer Formulare zu Privatbriefen betreffen nur Hochzeit, Geburt und Tod. Liebesbriefe fehlen. Solche wurden in einem soliden Briefsteller damaliger Zeit noch nicht geduldet. Heute gelten Briefsteller als Hausbücher der Ungebildeten, im 16. Jahrhundert aber, als der gelahrte Rosheimer Schreiber in seiner Formularensammlung einen Schatz von Kenntnissen mit Fleiss zusammentrug, brauchten sich die Gelehrten nicht zu schämen, einen gemeinnützigen Briefsteller auf das Bücherbrett zu stellen. Damals gehörte noch mehr Bildung dazu, einen Briefsteller zu lesen, als heute einen zu schreiben.

Mit Rührung und Ehrfurcht ruht unser Auge auf den vergilbten Blättern des Rosheimer «Tittular-Buches». Die toten, verschnörkelten Züge des ehrsamten Stadtschreibers gewinnen Leben und reden zu uns. Es ist, als käme einer unserer Ahnen leibhaftig aus der Welt des 16. Jahrhunderts zurück, gravitatisch, bedächtig und fromm. Ein Stück des eigentlichen Seelenlebens längst vergangener Geschlechter hängt an diesen merkwürdigen Aufzeichnungen von Briefmustern für den Familienverkehr. Samt und sonders sind diese Blätter von einer gewissen Weihe und frommen Feierlichkeit durchwoben. In wunderlicher Weise mischen sich da ab und zu in den steifen Formalismus, übertriebenen Schwulst und rhetorischen Ungeschmack dieser Briefmuster doch einige wenige entzückende Worte herzlicher Zärtlichkeit und altväterischer Treueherzigkeit.

Ein gesunder und einfacher Briefstil konnte aber in diesem zeitbedingten Gewande nicht aufkommen. Der masslose Formalismus der Zeit erstickte und umstrickte mit seinem Schwulst und seinen Schnörkeln die ungekünstelte Natürlich-

keit und Lebendigkeit der Gedankenäusserung. Die Persönlichkeit ging im Formellen und Distanzierten unter. Man machte viel umständliche Worte. Aus den Rosheimer Briefen tönt, wie aus allen Briefen der Uebergangsjahrhunderte vom Mittelalter zur Neuzeit, eine gewisse komische Selbsttäuschung. Man schwelgte damals in konventionellen Komplimenten und Höflichkeitsredensarten und nahm den Mund voll mit grossstönenden Rangtiteln. So beginnt der Rosheimer Schreiber z. B. eine Danksagung auf eine Hochzeitseinladung mit der lächerlich überladenen Anrede: «Edel, ehrfest, auch ehrenhaftt, fürnehm, ersam und weis, sonders gönstig, liebe herren und freundt, auch ehrenriche, tugentsam frouwen und züchtige jungfrouwen». Die gesellschaftlichen Neubildungen, die aus der zertrümmerten Welt des Mittelalters erwachsen waren, schwankten zu jener Zeit noch und mit ihnen auch die Auswüchse des Titelwesens.

Alle glaubten nun auf einmal, vornehmer geworden zu sein, und nahmen höhere Rangtitel an, in Wirklichkeit aber blieb doch jeder in der ganzen Kettenreihe der Gesellschaft an seinem alten Platz, da alle gleichmässig vorrückten. Die Worte «Ehksam» und «Ehrbar» z. B., die im 14. Jahrhundert, als jeder noch hiess, was er war, nur den zu adeligen und ritterlichen Ehren geborenen Mann bezeichneten, nicht aber dessen sittliche Achtbarkeit, waren im 16. Jahrhundert bereits als gräfliche und fürstliche Standestitel entwertet und auf die Stufe der bürgerlichen und bäuerlichen Rangtitel herabgesunken. Wir geben im folgenden aus dem Briefsteller des Rosheimer Stadtschreibers einige kulturhistorisch bedeutungsvolle Stücke wieder, welche die bürgerliche Kultur eines elsässischen Kleinstädtchens am Ausgange des 16. Jahrhunderts von einer interessanten Seite aus beleuchten.

Hochzeitlich ladung in der Eltern Namen

Mein freundlich, guotwillig, geflissen und ungespartt Dienst jeder zeüt zuvor. Sonders gönstiger, lieber herr unnd freundt. Nachdem auss sonderer verordnung unnd schickung dess Allmechtigen sich N. N. mit der tugenhafften Jungfrouwen N., meiner Ehleiblichen Tochter, mit Rath, zuthun beederseits ehrlichen freundschaften um vermehlung der hl. Ehe beschlüsslich zutragen, die weil wir dan den hochzeitlich freudentag uf Montag, den . . . Octobris nechst khommend alhie zu halten fürgenohmen unnd demnach deiner hausfrouwen unnd dochter ge-

genwardt denn versprechen, zu ehren, auch gehrn, darbey sehen unnd haben wollen. So ist an dich mein ganz freunt- unnd dienstlichs pitten deiner hausfrauen unnd dochter, mir und dem junggenossen zu ehren vf gemelten tag erscheinen unnd am abendt den letsten (tag) darvor alhie ankommen und sampt der ehrlichen freindschafft den kirchgang mit eurer gegenwertigkeit helffen zieren unnd darnach den hochzeitlichen ehrentag in allen freuden helfen vollenden. Das steht mir, dem junggenossen, sampt der Ehrlichen freundschaft vmb dich und deine verwanden gantz freuntlich zu verdienen.

Ladung uff ein Hochzeytt

Ehrenvester, ehrenhaffter, fürnehmer, Euch seindt meine bereuthwillige Dienst zuvor, insonders gönstiger, lieber Herr! Alss nach dem willen Gottes meine eltiste dochter N. sich mit Lorentz N. von Molsheim, dem Jüngerem, alhie mit vorwissen und willen beederseyts ältern unnd verwanten ehelichen verlobt und solche gemahlschafft biss jetzt khönfftigen Montags, den 2ten Augusti, christlicher Ordnung nach mit dem öffentlichen kürlichengange zu Rosheim bestättigen zu lassen und nach verrichtung des dienst Gottes die Mahlzeiten zum . . . alhie umb leidliche Ihrten einzunehmen, bedacht unnd entschlossen, bey wöllichen Hochzeitlichen Ehren Ich sampt anderen verwanden den herrn sehr wol unnd gern gehaben möchten. Ist demnach an denselbigen mein und beederseits freundschaft dienstnachbarlich, fleysig bitten, es wolle der Herr sampt seiner geliebten ehelichen haussfrauen mit irem beywissen diss christlich vorhabende werk ziehren unnd die hochzeitliche mahlzeiten neben unnd mit andern ehrenleüthen in fröhlichkeit einnehmen und vollenden helffen. Solches zu verdienen bin ich sampt beederseits verwandschafft jederzeit gantz willig unnd geneigt, beneben auch ausspleibens gantzlichen nit verhoffent. Dem lieben Gott unss damit samptliche empfehlet.

Dancksagung und glückwünschung zum ehelichen standt

Mein freuntlich dienst mit vermögen alles guotten zuvor. Edler, ehrenvester, insonder freuntlicher, lieber schwager! Welcher gestalt durch schickhung Gottes des allmechtigen ir euch mit der edlen und vohl tugentsamen Jungfrauen Anna von . . . ehelichen verlobt und nechst künfftig Montag, den 24. May, durch Kirchengang solche versprechnuss zu bestättigen entschlossen, auch zu solchen hochzeitlichen ehren mich und meine hausfrow freuntlich ladten unnd zu entpfahung der hochzeüterin erfordern thun, hab ich aus euerm an mich getanen ladungsschreiben mehreren inhalts verstanden.

Thun euch hierauff, ich und meine haussfrau, zu solchem euerm christlichen vorhaben von Gott dem allmechtigen glickliche vollendung wünschen, seindt auch erbitig, begerter mossen, doch neben uns nicht weyter alss vihlleicht eine Jungfrauen und einen Junggesellen einzustellen und nicht allein zeüth werender hochzeüth, sondern auch in mittelst was zu anstellung solches hochzeitlichen wesens vortreglich und der gebür freunt-dienstlich und schwägerlich zuerweisen und dise freuntliche ladung möglichs fleiss zu beschulden vnd allerseits hiemit dem Allmechtigen zu aller wohlfart befellende. Datum, den 29. May 1594.

Misive an seinen vatter oder schwer (Mitteilung betreffend eine bevorstehende Geburt)

Ehrenvester, fürgeachter, insonders lieber herr und vatter. Euch seyen mein gehorsamb willig dienst neben wünschung viller gesundtheit jederzeit. Obwol ich biss dahero vermög meiner schuldigen gehorsamb und dann auch meinem versprechen nach euch billig solte zugeschriben, ja vil mehr solte begrüesst haben, hat sich doch hie zwischen unserm gemachten abscheid noch kein gelegene botschafft zutragen wellen. Will also bey euch mich für entschuldigt des orts gebetten haben. Was dann sunst unser und besamenthafft befreundten schwägerschafft gesundtheit betreffent, seindt wir zumal Gott lob wol bewegt, derselb wölle euch sambt und sonders auch unss alle in früdtsamer gesundtheit erhalten. Letstlich khan ich euch auch nit verhalten, dass der liebe Gott mit seinen sonderbaren gnaden und anschückungen meine geliebte, teure Haussfrau widerumb zu grossem leib gebracht, deren Niderkunfft ich mit verleyhung göttlicher gnaden in wenigen tagen verhoffende. Dieweil dann in solchem fal nit wenig gefar zu besorgen und meine liebe Hausfrau ir liebe Mutter wie auch euch selb den alss hertzliebenden Vater wo möglich gehrn alhie sehen und haben wolte. Hierauff so ist an euch beide unser gantz demüthig freuntlich hertzlichs bitten, wan sich die Zeit und tage nehern und ich euch mein deckhten karch und Pferd schickhen werde, dass ir euch wöllen auss sonderem treuhertzigem und vätterlichem und mütterlichem gemüeth demmüthige und kündtliche treuw nit lossenn wenig angelegen sein, dieselbige zu erkennen und mit gegenwertigkeit euer selbst zu erscheinen, welche gegenwardt unss nit wenig gefallen sondern dieselb zu verdienen mit unserm armen vermögen und schuldiger kündtlicher treue nimmehr in vergess gestelt haben wöllen. Wann dann die Zeit, so nur mehr kurtz genug vorhanden, wil ich euch mein fuhr schickhen, versehen mich bei der vatterlichen unnd müt-



Phot. J. A. Roth

Rosheim

terlichen treue wo möglich kheins auspleibens. Denen ich und meine liebe hausfrau hiemit vil gesundtheitwünsch thuen benebens göttlicher allmacht befelende. Datum

Euwer wiliger, gehorsamer Dochtermann

Wie man nach dem Taufessen
soll abdankhen
(Tischrede)

Ehrwürdiger und wohlgelerter herr N. (Pfar-
rer) und erbare, günstige, liebe gefatern und gefaterin, schweger, gute freunde und nachbaren. Nach dem Gott der allmechtige mich und meine liebe hausswürtin in unserem Stande der Ehe mit einer gesundten Leibsfrucht begnadet und bescheret hat, noch dem Eben bilde gottes formiert und geschaffen, dafür wir unserm lieben gott danck sagen. Welches kindt aber in sünden empfangen und geboren, aber nun gott lob und danckh durch die widergeburth und erneuerung des heilligen Geistes durch das h. Sacrament der Tauffe mit dem blut Jesu Christi von allen seinen sündten ist abgeweschen und gereinigt und also zu einem Kind und Erbe gottes ist uf- und angenommen worden, thu ich mich und mein hausswürtin nächst gott dem allmechtigen gegen Euer Ehrwürden wegen hochtragenden amts halben, vonn gott darzu verortnet, vleissig bedankhen.

Zum andern thu ich mich sampt meiner lieben hausswürtin gantz freündtlich bedanckhen gegen meine lieben gefatern, dass sie selbst persönlich mit erscheinen bei dem Sacrament der h. Tauffe und des kindtes, euerm lieben bathen, angst, noth und wüderwertigkeit, ja auch see-
lenheil und selligkeit durch euern glauben und vertrauwen auff das verdienst unsers lieben herrn und selligmachers Jesu Christi gott dem herrn helfen fürtragen, ungezweüffelter hoffnung, dass sie dasselbige haben willig und gehrn gethan.

Zum dritten, nach dem Gott der allmechtig nach solchem volzognem ehrenwerckh seine bescherte gaben noch am essen und trinckhen, auch seinen reichen, milden seegen darzu geben hat, sagen wir auch gott dem herrn für seine erzeigte gaben und wohlthat von hertzen danckh und geben im alle zeit lob, Preiss und ehr. So auch dieselbigen gaben gottes an essen und trinckhen wehren, kostlich und wohl gericht gewessen und auch geschmackht hatten nach notturfft eueres leibs, wehr mir und meiner lieben hausswürtin ein grosse freide zu hören, sonderlich aber wo etwan am Koch oder Keller wehre mangel gespürt worden, unss solchen mangel zu gut halten.

So aber Gott der Herr meinem sohn (oder tochter) langes leben verleyhet und zu ehren ge-

reichen möcht, will ich daselbig, wills Gott, reichlich erstatten und wieder einbringen.

Zum vierten ist auch ferner mein und meiner hausswürtin fleissigs bitten an Euer Ehrwürden, desgleichen an meine gefattern und alle die, wie ihr hie im namen Gottes versammelt seindt, dass ir jetz unnd nach gehaltener malzeit bei mir wöllent verharren ein, zwo oder drey stundten nach eines jeden gelegenheit, trinckhen und frölich sein, sich mit einander in frölichkeit und aller gottseligkeit underreden und solch christlich werckh zu einem guten Endte helffen volbringen. Davon geschieht mir und meiner lieben hausswürtin ein hertzliches wolgefallen. Wünschen euch demnach von Gott dem allmechtigen glickh, seegen und alle wolfart durch Jesum Christum unsern herren. Amen.

Klagbrieff an seine Muotter
(Todesanzeige)

Kindtliche unnd angeborne lieb sampt meinen schuldigen dienst zuvor. Ehrenthugensame, hertzliebe Muotter. Obwohl auss angeborner Natur meine Neigung und gebür ist, zu jeder zeith mehr freids dann leydes zuberichten und aber einer jeden lebendigen creatur wesentlicheit dem glückh, freide, leid und trübniss underworfen und allem irdischen leben das leibliche sterben, welches niemandt sicher ist noch sein kann und gegengesetzt unnd geerntet (errettet) ist, so kann ich euch doch durch schickunge Gottes betrübter meinung nit verhalten, wie euer geliebter sohn N., mein lieber bruder, vom Elend und streith diser bosshafftigen welt uf den abend . . . zu . . . (Ort) zu Gott vernünfftighen unnd seeliglichen gescheiden unnd entschlaffen ist. Dess Seele Gott gnedig und barmhertzig sein wölle. Darumb, liebe muotter, ist meine fleissige bitt an euch: ir wöllent euch solches unwiderbringlichen verlusts euers Solnes, meines bruders seelig, allhier auf dieser welt ge-

dultiglich verzeyhen und euch weinens unnd traurens, wie die menschliche natur zu thun pflegt, für euer hingezogen kindt entschlagen. Und das euch Gott gebe, im als seim geschöpff uns wider folgen lassen und mehr für seine abgescheidne Seele, dass der allmechtige Gott solcher in seinem Reich gnädig sein wölle. Gott vleissig bitten, dann den körper und dess wolfart zu beweinen, und die ewige Ruhe unnd freuden gott gönen, sinte mal durch einen menschen der dot unnd durch einen menschen die auferstehung der toden kompt. Dan gleich wie wir in Adam alle sterben, also werden wir in Christo alle lebendig gemacht werden und euch in dem allem als eine vernünfftige mutter halten. Darzu euch Gott die gedult und langes Leben gnediglich verleühe. Amen.

Missive schreiben und klagung
(Beileidsschreiben)

Ehrenvester, hochgelerter, vornemer, E. E. seyen meine guotwillig, behagklich, gevliessene dienst, auch was ich ehren, liebs und guts vermag, zuvor. Grossgünstiger herr! Den bekümmherlichen fall, so sich auss Gottes fürsehung mit E. E. liebem bruder, mein freuntlichen, lieben herren und freündt, der abforderung auss diesem zeitlichen armseligen und zergenglichen leben zugetragen, trag ich zugleich mein hertzlichs mitleiden, aber dieweill dem gnädigen willen Gottes und der seelen heill des abgestorben herrn seeligen wir nicht zu wider noch zu nachtheill sein sollen, muss man des herren willen mit gedult und dankbahrem gemüett heimstellen, für gut und wohl annehmen und die freudt, so er im ewigen leben ohne zweyffell erlangt, hertzlich gönnen. Dem allem nach und in bedenkhung des unverhinderlichen göttlichen willens wollen E. E. sich selbst, die alss ein hochverstandig, alss mir nicht zweyffelt, wohl werden zu thun wissen, trösten und die bekhtanten.

Die ehrlichen schympf der Kinder

Der gelehrte Arzt und Philologe Otto Brunfels, der in den Jahren 1524—1555 als Professor für Botanik an der Strassburger Hochschule lehrte, gab im Jahre 1524 ein Büchlein *De disciplina et institutione puerorum* heraus. Es wurde alsobald durch den Schulmeister Fridolin Meyger ins Deutsche übersetzt. Wir geben daraus den kulturhistorisch sehr interessanten Abschnitt über Kinderspiele und Knabensport wieder:

«Die erlichen schympff, die den kindern gebüren, sind der kloss, die ball, schnell kügel, übung des leibs, lauffen, reygen, sprüng.

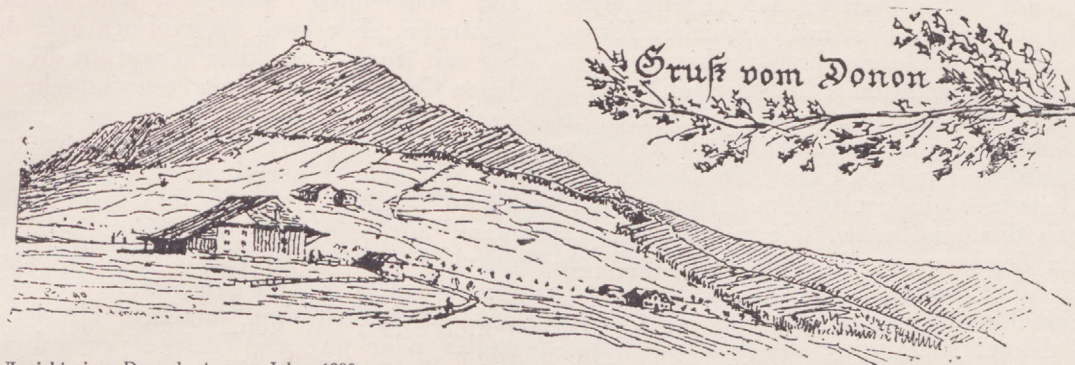
Der sprüng sind vilerley, nemlich wie die höw-schrecken mit beyden schenckeln, mit ebnen füssen, mit eim schenckel.

Man mag auch etwan fechten, doch in gegenwertigkeit des schulmeisters und one neid und hass.

Der kunst zu schwimmen ist weger (besser), man sehe zuo, weder das mans selbs thüg.

Die verbottenen spil seind das brettspiel, würffel, karten, in wasser schwymmen und was dergleichen spiel, seind der lecker und buben übungen.»

Es ist ungefährr dasselbe Programm einer vernachlässigten körperlichen Erziehung, wie es der Zeitgenosse von Brunfels, der Pädagoge Jakob Wimpfeling, für seinen Zögling Jakob Sturm vorsah. Nach der Mahlzeit schrieb er einen Spaziergang oder angemessene Körperbewegung und Leibesübungen vor wie Bogen- und Armbrustschüssen, Wettlaufen und Springen.



Ansicht einer Dononkarte vom Jahre 1890

Die elsässische Ansichtskarte

Von P. E. Uhlhorn (Strassburg)

1.

Vor einiger Zeit brachte eine unsrer Tageszeitungen die Notiz, dass die Ansichtskarte im Jahre 1894 vom Engländer Tuck erfunden worden sei. Da mir diese Jahreszahl auffiel, suchte ich in meinen Sammlungen nach und fand sofort, wie vermutet, frühere Exemplare aus dem Elsass selbst, die aber doch noch älter sein mussten als die Stempeldaten, die sie trugen, und die dann schon 1888 vom Belchen, 1890 vom Donon, 1891 von Rappoltsweiler und Woerth, 1892 vom Hohbarr, worauf mit dem Jahr 1896 Bischweiler und Weissenburg folgen. Da hatte aber bereits meiner Schätzung nach die Hochflut des Ansichtskartensammelns eingesetzt. «Man reist, um seinen Freunden Karten zu schicken.» Die Blätter wimmeln von Witzen über die Touristen, die mit dem Versenden der Kartengrüsse gar nicht zum Bewundern der Aussicht kommen. Es entstehen Vereine zum Austausch von Adressen und Karten, Gesellschaften, die von jedem beliebigen Orte aus durch ihre Agenten Ansichtskarten versenden lassen. Die Geschäfte stellen praktische Sammelkästen und Albums her. Ich schätze diese Zeit aus eigener Erfahrung auf 1894 bis 1900, ohne dass aber dann, wie bei dem «beliebten» Yo-yo, die Mode mit einem Schlage ausgesetzt hätte, namentlich weil besondere Gelegenheiten (der Weltkrieg) immer wieder ein Aufflackern der Sammelwut hervorriefen.

Jedenfalls stimmt die obenangegebene Jahreszahl nicht, oder aber der Engländer kann der Erfinder nicht gewesen sein, zumal England ja überhaupt als letztes nach allen übrigen Ländern die Post- und damit wohl auch die Ansichtskarte eingeführt hat. Es hätte vielmehr sogar gerade unser Elsass als die Wiege der Ansichtskarte angesprochen werden müssen, wenn der Geburts-

tag derselben nicht doch noch weiter hinaufreichen sollte als meine Quellen. Wie es aber natürlich ist, beginnt für mich das Ausland (Oesterreich) etwas später und zwar mit dem Jahr 1895. Natürlich sind diese Abbildungen einfachster, ich möchte fast sagen primitivster Art, und ihre Sujets könnten darauf schliessen lassen, dass der erste Anstoss zu solchen illustrierten Karten der Wunsch war, Geschäfte zu empfehlen, dann Ansichten («Prospecte») von Wirtschaften und Kurorten zu verbreiten. Nun ist mir aber inzwischen von einem befreundeten Herrn ein Artikel aus dem «Uhu» (6. Jahrgang Nr. 6 vom Juni 1930) zur Verfügung gestellt worden, woraus hervorgeht, dass die erste Zufalls- und ganz persönliche Unicumansichtspostkarte zwar im Juli 1870 von einem H. Schwartz gedruckt worden ist, worauf aus dem Felde Tausende selbstgezeichneter Karten folgten. Die ersten, auf Vertrieb berechneten (Friedenskarte und Ansicht von Nürnberg), die denn auch reissenden Absatz fanden, dürften aber, meiner Ansicht nach, doch wohl erst auf den Zürcher Verleger Locher (1871) zurückgehen.

Aber da nun einmal mein Interesse geweckt war, suchte ich trotzdem einmal der Entwicklung der Ansichtskartenindustrie in unserer engern Heimat nachzugehen und kam da zu Feststellungen, die bei aller Lückenhaftigkeit doch eines gewissen lokal-, kunst- und kulturgeschichtlichen Reizes nicht so bar zu sein scheinen, um sie nicht der Oeffentlichkeit zu unterbreiten.

2.

Was die Ausführung anlangt, so begegnen wir da allen nur denkbaren Vervielfältigungsarten von dem einfachsten Holzschnitt bis zu den von Malern entworfenen und von ihnen

selbst auf die Platte übertragenen Originalaquarellen und -Gravüren oder mit wirklichen Künstleraugen gesehenen und photographisch aufgenommenen Landschaften. Bis dorthin musste aber dieser Erwerbszweig zuerst seine Kinderschuhe austreten und seine Erfahrungen sammeln. So ging es zunächst durch eine Zeit schaurigsten Kitsches hindurch. Wer erinnerte sich nicht noch der kindlichen, wie mit dem Lineal gezogenen Zeichnungen, die auch bald mehrfarbig ausgeführt wurden, bald in braunem Ton und Glanzschicht etwa ein Lichtbild vortäuschen sollten? Danebenher ging das einfache Bildclichée in den verschiedensten Nuancen. Kurz vor der Jahrhundertwende kamen dann richtige Photographien auf, die, wie auch heute noch, die ganze Bildseite ausfüllten oder als Ausschnitte in vorgezeichneten Rahmen eingeklebt waren. Da war aber auch schon der richtige Photodruck und die Phototypie aufgekommen, und dann ging es über den Kreide- und Buntdruck zu den Mehrfarbenlithographien und über die Autotypie und die Kohlezeichnungen zu Chalcographie und wirklichen Radierungen. Und so ist die Fabrikation zu den inhaltlich hochstehenden Schöpfungen bester Qualität unserer Zeit gelangt.

Und wie mit den Verfahren, so ging es auch mit dem verwendeten Material, abgesehen von hauchdünnen Holzscheiben und Aluminiumtäfelchen wurde zuerst das rauhe Zeichenpapier so gut roh als auch durch Auflage einer Couche geperlt benutzt, wie die brüchige, glacierte Pappe neben dem zähen, glatten Carton. Auch das Relief, wie es uns von den Pressomanien her bekannt ist, durfte nicht fehlen. Sodann gab es natürlich allerhand technische Scherze, wie Eisblumenformation oder Glassplitterchenauftrag über der Bildschicht, «Mondscheinaufnahmen» und vorgetäushtes Schneegestöber. Doppelte Lagen ermöglichten Drehvorrichtungen (Kalender, Münsteruhr) oder Beleuchtungseffekte vermittelt farbigen Cellopapiers. Es kommen Quietsch- und Riechkarten auf, solche mit aufgeklebten Blumen und Tüllflitterkleidern, wohl gar auch echten Haaren oder mit eingeschobenen Grammophonplättchen oder durchscheinenden Porträts.

5.

Wenn wir uns umsehen nach den Herstellern unserer elsässischen Ansichtskarten, so wundern wir uns, ausser den persönlichen und Ortsverlagen (Wirtschaft, Zigarrenhandlung, Papierwarenhäuser, Buchdruckerei), wo zudem Druckort und -fabrik fast nie genannt sind, vorerst nur auf fremde, speziell deutsche Firmen zu stossen, die ja das Monopol hatten bis in den Orient und den Fernosten hinein. Orte (ich übergehe die Firmen) wie Berlin, Darmstadt, Dresden, Freiburg, Heidelberg, Lahr, Leip-

zig, Magdeburg, Nürnberg, Offenbach, Trier, Tübingen, aber auch Luxemburg usw., die offenbar mit ihren Angeboten längst an die einheimischen Geschäfte herangetreten sind, ehe die elsässischen Häuser sich an die massen- und serienweise Herstellung von Ansichtskarten, und auch das nur sehr zögernd, herangewagt haben. Als älteste Firma dürfte in der Beziehung Gabelmann mit seinen in der Hauptsache farbigen, durch Steindruck vervielfältigten Zeichnungen (!) zu nennen sein. Von den andern kann ich nicht mit voller Sicherheit angeben, ob sie als Hersteller oder nur als Verleger zu gelten haben, etwa aus Colmar die Husser, Seiler, Wetting, aus Mülhausen Bader, Dietenheim, Seiffert, Simendinger, und aus Strassburg: die Els. Rundschau (Revue alsacienne), Fischbach (jetzt Impr. alsacienne), Hartmann - Neuer Markt (Bergeret?), Manias (heute Art photomécanique), Strassburger Druckerei und Verlangsanstalt (Istra), d'Oleire, Schlesier u. Schweickhardt, Springer u. Söhne, Vomhoff, Wallenfels-Brill, um nur die geläufigsten aufzuführen. Ausser diesen seien von noch bestehenden genannt: Alsatia-Colmar, Braun-Dornach, F. Luib, der Club Vosgien, das Kunsthaus in Strassburg und die Sté. Schongauer in Colmar. Aus letztern, besonders den Gesellschaftsnamen geht hervor, welche hohe Reife bei uns die Ansichtskartenindustrie, eben nach der Zeit der «Blüte», erreicht hat.

Haben sich doch auch Künstler von Namen nicht für zu gut gehalten, ihre Schöpfungen durch die Ansichtskarte verbreiten zu lassen oder direkt ihre Gabe dieser Kleinkunst zur Verfügung zu stellen. Von früher und heute seien nur genannt: H. Bacher mit seinen bekannten Kirchen, Eug. Bernhardt, jetzt in Lorient, mit den fein empfundenen Stichen aus seiner Vaterstadt, Frl. Buschs farbige Künstlerlithographien, die Greineraquarelle, der kürzlich verstorbene, liebenswürdige und gemütvolle Tiermaler Th. Haas mit seiner Storchenserie, Ph. Kamm, der mit seinem Talent dem Vogesenclub gedient, A. Koerttgé, über dessen Radierungen kein Wort mehr verloren zu werden braucht, Liebich, der Vogesen-, und Spindler, der Trachtenmaler, dessen Intarsien in vielen Copien vorliegen, Noémi Strickers Kirchenintérieurs, J. J. Waltz, der je nachdem unter diesem Namen oder als Hansi seine elsässischen Kindergruppen und Ansichten in einen trikoloren Rahmen hineinzaubert, Ottonmar Weymann mit seinen Landkarten usw.

4.

Da jeder dieser Künstler sein Spezialgebiet hat oder hatte, kamen reichhaltige und abwechslungsreiche Serien von Wappen und Trachten, elsässischen Gegenden und Gebräuchen, Einzelansichten von Burgen und Kirchen etc. auf den

Markt. Leider bemächtigte sich die Spekulation auch dieses Gebietes, und so liefen an Sujets und Ausführungsart auch viele Geschmacklosigkeiten mit unter. Wenn durch solche Einzelbilder die landschaftlichen Schönheiten oder die Schätze der Sammlungen in unseren Gallerien und Museen höchst begrüßenswerterweise unter unserm Volk bekannt wurden, so wird man es mir andererseits zugutehalten, wenn ich von einer Besprechung der Genre-, Festtags- und Glückwunschkarten, die oft erst das Bedürfnis danach wachriefen, absehe, da sie ja meist inhaltlich und künstlerisch wertlos nur zu einer Verbildung des Geschmacks beitragen; von den witzlosen, wenn nicht gar obszönen sogenannten Witzkarten ganz zu schweigen.

Um auf die eigentlichen Ansichtskarten zurückzugreifen, so sehen wir, wie nach Art der Quodlibetkompositionen in der Gartentaube anfangs kleine Bilder zusammengestellt und durch allerlei Beiwerk wie Ranken und Blumen untereinander verbunden wurden, und dass eine Zeitlang keine noch so reizlose Strasse und kein noch so bescheidenes Gebäude, und nicht etwa bloss öffentliche oder kunst-historische Bauten, davor sicher waren, einer staunenden Um- und Nachwelt überliefert zu werden. Man musste eben eine Zeit der Hochkonjunktur ausnutzen, der Konkurrenz zuvorkommen und, wie die mittelamerikanischen Staaten mit ihren Briefmarkenserien, sich eine Einnahmequelle schaffen und ausschöpfen. Immerhin hatte so vor etwa 30 Jahren die Ansichtskarte die Aufgabe der heutigen illustrierten Wochenzeitung und hielt, freilich oft bei bis in die Tausende gehenden Auflagen Naturkatastrophen und den ersten Schneefall, Eisenbahnunglücke und Grossbrände, Festumzüge und Sportereignisse, Fahnenweihen und Vereinsgruppen im Bilde fest.

5.

Die Ansichtskarte kann uns über Brauchtum und über Land und Leute gut unterrichten. Nicht umsonst verwenden sie manche Lehrkräfte als Anschauungsmaterial, indem sie sie gruppenweise zusammengestellt in den Schulsälen anbringen. Auf nur fünfzig Jahre zurückgehend, haben schon jetzt manche Ansichtskarten eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung. Das Strassenbild von damals mit seinen Bäumen und Anlagen kann recht lehrreich für uns sein. Welch andern Anblick bieten die, wohl gar an den Strassenecken angebrachten Gaskandelaber gegenüber den heutigen Bogenlampen. Wie sticht das Strassenleben mit den Droschken, Pferde-

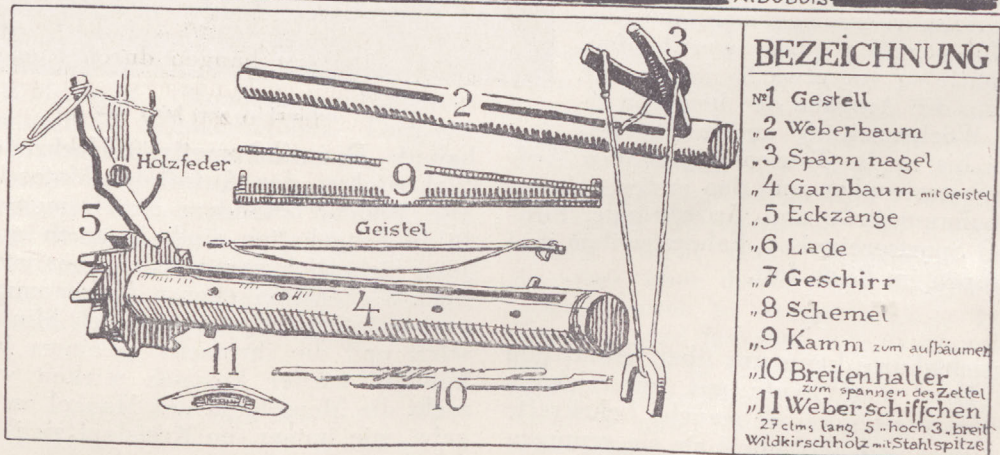
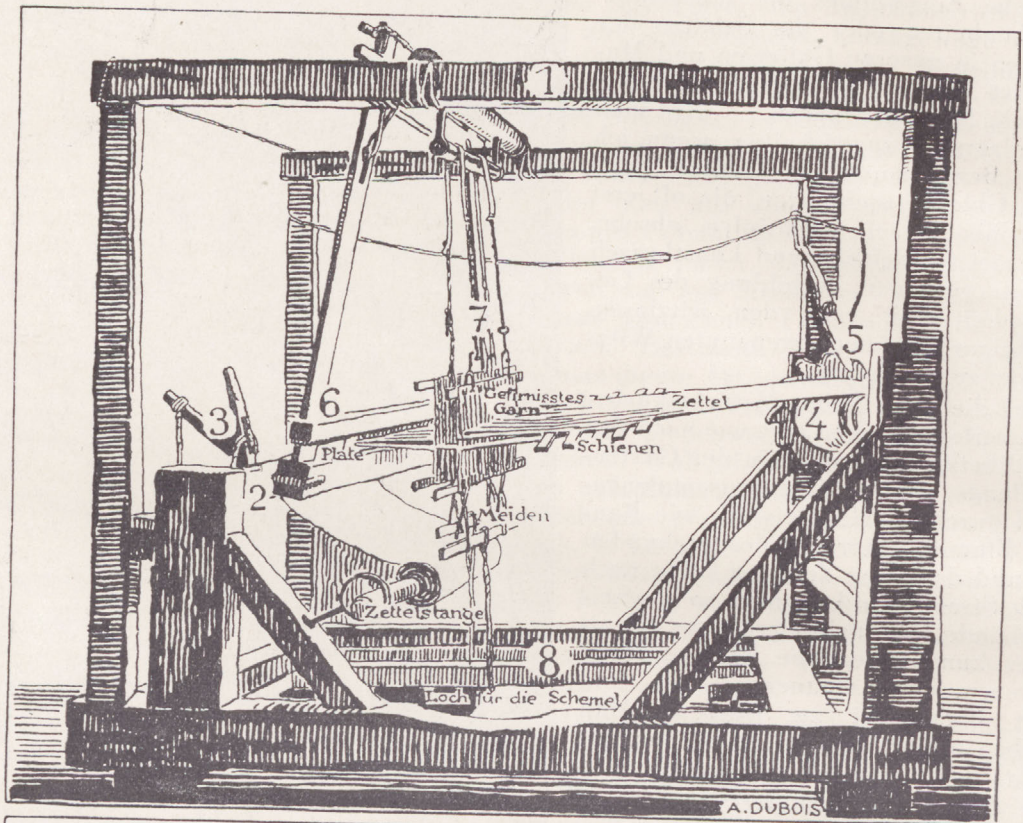


Belchenkarte vom Jahre 1888

bahnen, Dampflokomotiven, Hochrädern von der Elektrischen, den Autos, den Motorside-cars ab! Die Moden, besonders der Damenwelt, die im Bilde festgehalten sind, kommen uns vielleicht jetzt lächerlich vor, wurden aber von der damaligen Generation ebenso hingenommen wie die gegenwärtigen, denen man sich blindlings unterwirft und die ihrerseits in einem halben Jahrhundert wieder komisch wirken werden, falls nicht die Menschheit aus Mangel an Erfindungsgabe, wie immer, im Kreislauf zu ihnen zurückgekehrt sein wird.

Ganz besonders möchten wir aber zum Schluss die erzieherische Aufgabe der Ansichtskarte auf dem Gebiet der Kunst hervorheben, sei es, dass sie Kunstwerke dem Volke nahebringt, sei es, dass sie wie gottlob die Mehrzahl heutzutage, besonders die aus unsern Offizinen hervorgehen, selber künstlerisch aufgefasst und ausgeführt, zur Hebung des Geschmacks der breiten Massen beiträgt.





A. Dubois

Webstuhl aus Laubenheim

(Originalzeichnung im Musée alsacien, Strasbourg)

Vom Dorfweber und seinem Webstuhl

Von A. Dubois

Vor hundert Jahren pflanzte noch jeder Bauer und jeder Tagelöhner im Elsass Hanf, wenigstens für den eigenen Hausbedarf. In jeder Familie gab es ein Spinnrad und in jedem Dörflein einen Weber mit einem Webstuhl. Das Spinnen brachte damals landauf landab fröhlich-buntes Leben ins sonst so einförmige winterliche Dorfdasein. Man ging «in d'Kunkelstub» (mittleres Elsass), «in d'Maistub» (Hagenauer Gegend), «z'Kalte», «ze Stuwene» oder «ze Liecht» (Oberelsass), wo die Mädlein zum Liede die Rädchen surren liessen und den Faden um die schnurrende Spindel drehten. So wurde bei frohem Sang, lustigem Plaudern, lautem Lachen und fröhlichem Lärm der Werkstoff für den Dorfweber bereitet, der das ganze Jahr Arbeit und Verdienst hatte. So war es in der guten, alten Zeit, als Grossvater die Grossmutter nahm und das alte Bauernsprichwort zu Recht bestand:

Selbstgesponnen, selbstgemacht
Ist die beste Bauertracht!

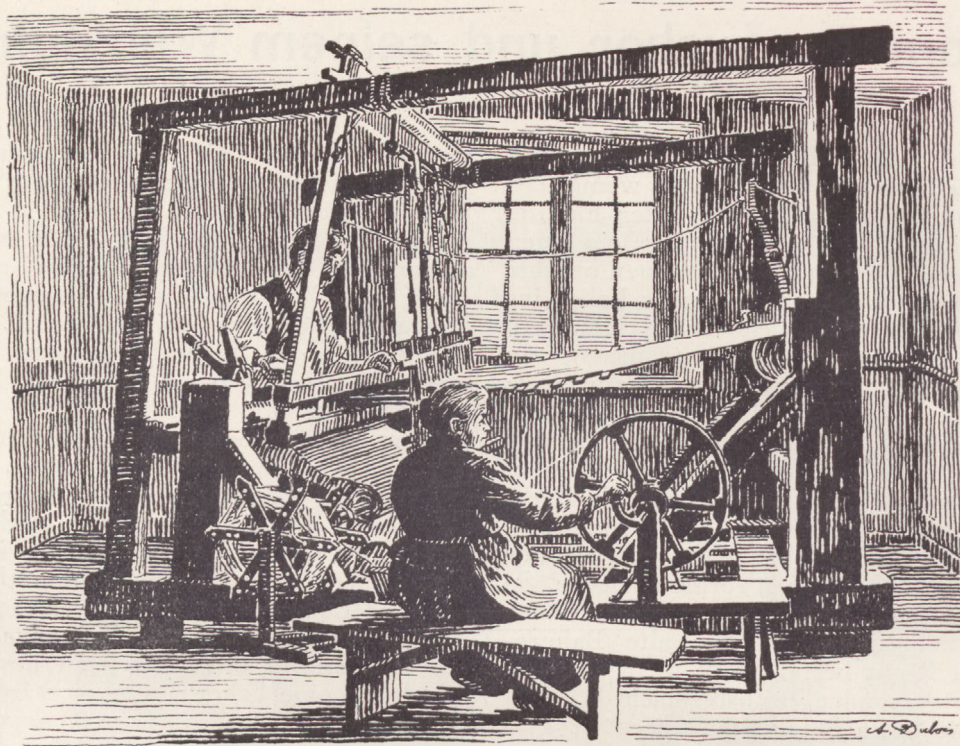
Diese Zeiten sind vorbei. Wohl trifft man noch in den besseren Stuben Spinnräder, die als Zierstücke und Familienandenken in Ehren gehalten werden. Die Rädchen stehen aber still. Wohl trifft man noch in Bauerndörfern und Kleinstädtehen alte, wohlgefüllte Leinenschränke mit der von Grossmutter selbstgefertigten Ausstattung und ererbtem Getüch, mit bunten Bändern umwunden und mit Lavendelzweiglein besteckt. Unberührt von Kindern und Kindeskindern wurden diese Erzeugnisse alten, häuslichen Fleisses weitervererbt. Die alten Webstühle, die von Generation zu Generation übernommen wurden, sind fast restlos aus unsern Dörfern verschwunden. Selten trifft man noch einen Alten, der eine solche Holzmaschine sein eigen nennt, wie in dem stillen Vogesendörfchen Laubenheim.

Der dortige Weber, Papa Binnert, ist ein hochbetagter Mann. Schon zu seiner Jugendzeit ist das Leinenweberhandwerk langsam untergegangen. Er erlernte dieses Handwerk nur, weil alle seine Vorfahren Weber waren, weil ihm die Umstände nicht erlaubten, etwas anderes zu erlernen, und auch weil sein Vater seinen alten Webstuhl weiter verwendet haben wollte. Er besass eine kleine Landwirtschaft und betrieb das Weben nur nebenbei in der Winterszeit. Da die Textilfabriken Baumwollgarn für den Hausbedarf abgaben, rettete sich die ländliche Handweberei noch über die Zeiten des Hanfbaues hinaus, wenn auch recht kümmerlich.

Heute stehen diese Hauswebstühle still. Wir hören nicht mehr das dumpfe, monotone, po-

chende Geräusch, die Aufschläge der Lade auf den Zettel. Um so grösser ist heute unser Interesse für die Mechanik dieser alten Holzmaschinen. Die Mechanik des Webstuhls von Papa Binnert zu Laubenheim ruht auf einem etwas über zwei Meter langen und ungefähr 1,80 m hohen und ebenso breiten Gestell. Vorne befindet sich der Weberbaum, auch Brustbaum oder Goliathspiessbaum genannt. Es ist eine runde Walze mit einer Rinne und einem Loch auf der rechten Seite, wo der Spannagel steckt, der zum Anziehen des Zettels dient. Hinten und etwas höher ist der Garnbaum eingebaut, ebenfalls eine Walze, aber dicker und ein wenig eckig. Die Rinne des Garnbaumes ist tiefer als die des Weberbaumes, da darin durch die Geistel das eine Ende des Zettels festgehalten wird. Auf der linken Seite ist die Eckzange angebracht ein Zackenrand mit Holzriegel und Holzfeder, die durch eine Schnur gezogen wird. Beim Weben wird dadurch der Zettel angehalten. Die Lade ist ein grosser Rahmen, der auf dem Gestell oben aufliegt bzw. gebunden ist. Mit dieser Lade führt der Weber, wenn er das Schiffchen geworfen hat, den Schlag auf den Zettel aus. Damit dieser recht wuchtig ausfällt, befindet sich im untern Querholz eine Eisenschiene. Das Geschirr ruht ebenfalls auf dem oberen Balken des Gestells und ist ungefähr 15 Zentimeter der Mitte zu von der Lade entfernt. An einer grösseren Walze, die fest liegt, hängt eine kleinere, die rollt. An dieser hängen durch Riemen, Schnüre und Häkchen verbunden zwei Flügel (gefirnissetes Garn, das in Holzstäben gehalten wird). Die untern Stäbe dieser Flügel sind ihrerseits wieder mit zwei Querstäben, den sogenannten Meiden, verbunden, und an diesen sind die Stricke befestigt, an denen die Schemel oder Pedale hängen. Die Schemel sind zwei lange Holzschäfte und am hinteren Querbalken des Gestells beweglich befestigt. Der Tritt des Webers auf die Schemel bringt das Geschirr auf und ab in Bewegung und bewirkt so das Uebereinandergreifen der Fäden, wenn das Schiffchen von rechts nach links geworfen ist. Dieses Schiffchen, das Hauptwerkzeug des Webers, ist ungefähr 27 Zentimeter lang, 5 Zentimeter hoch und 5 Zentimeter breit. Es ist ausgehöhlt zur Aufnahme der Bobine und hat oben und auf der Seite ein Loch zum Durchziehen des Fadens.

Im einzelnen geht der Weber bei seiner Arbeit folgendermassen zu Werke. Erhält er das Garn fertig gesponnen, so kommt es auf das Spulrad, womit Zettelspulen und Schiffchen-



A. Dubois

Beim Weber

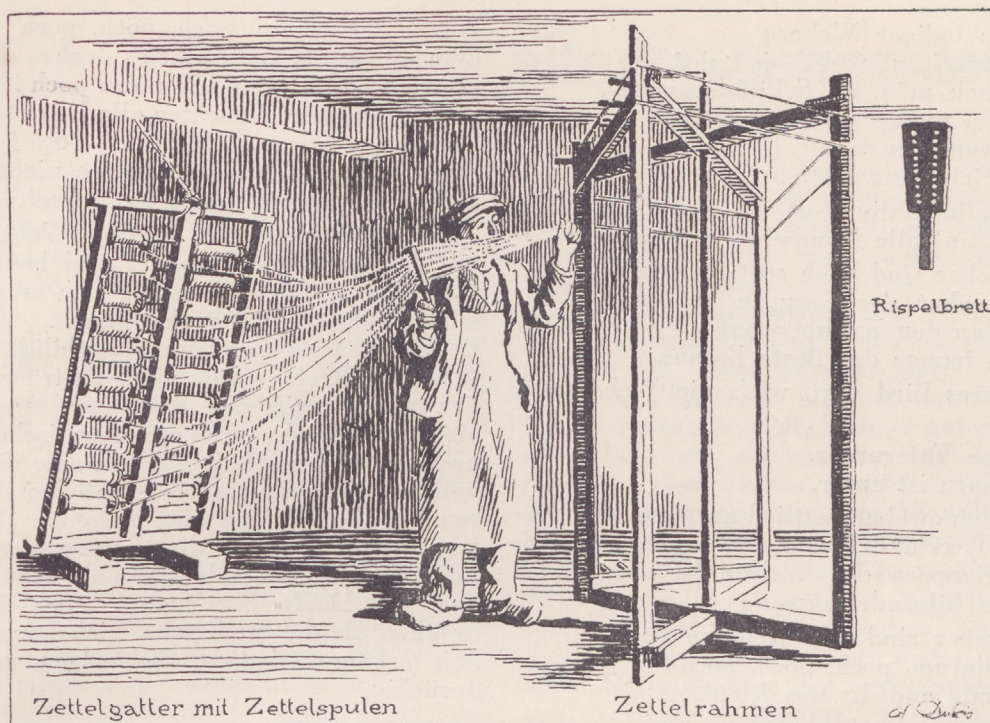
(Originalzeichnung im Musée alsacien, Strasbourg)

spulen (Bobines) hergestellt werden. Dann beginnt das Zetteln. Zwanzig Zettelspulen werden in den Gatter gesteckt. Von jeder Spule wird der Faden durch das Rispelbrett (ein kleines Brett mit zwanzig Löchern) gezogen. Diesen Strang befestigt der Weber an einem Zapfen oben am Zettelrahmen. Der Zettelrahmen ist eine Garnwinde, bestehend aus zwei ineinandergesteckten Rahmen, worauf das Garn ein wenig schräg, von oben nach unten und wieder von unten nach oben übereinander gewickelt wird. So entsteht eine Trage (Bezeichnung für vierzig Fäden). Ein fertiger Zopf kann 30 bis 40 solcher Tragen haben. Der ganze Arbeitsvorgang erfordert viel Sicherheit, ein Fehlgriff kann die gesamte Arbeit verderben. An beiden Enden wird der Zopf gebunden und zu einem Ballen kunstgerecht zusammengewunden.

Nun kommt das Garn auf den Webstuhl, es ist das sogenannte Aufbäumen. Das Geschirr und die Lade werden dazu auf die oberen Balken des Gestells gelegt. Garnbaum und Weberbaum vertauschen ihre Plätze und zwar so, dass das Rad der Eckzange an die Stelle des Spannagets zu liegen kommt. Der Zopf oder Ballen wird auf den Boden vorn am Webstuhl hingelegt. Durch einen Griff zieht der Weber das eine Ende heraus und führt es unter der Zettelstange durch, ebenso unter der Traverse, welche die hinteren Pfosten

verbindet. Dann geht's zurück zur Zettelstange, von dort wieder zum Weberbaum und dann zum Garnbaum, sodass es wie ein Zickzack aussieht. Nun wird die Geistel (ein Stab mit einer Schnur) durch das Ende des noch gebundenen Zopfes gezogen, dann wird auch die Schnur durchgeschnitten. Der Kamm kommt hernach in die Rinne des Garnbaumes zu stehen. Trage um Trage wird zwischen seine Zähne gelegt, zuletzt wird er geschlossen und zurückgezogen. An seiner Stelle wird die Geistel in die Rinne des Garnbaumes gelegt und durch kleine Holzzäpfchen gehalten, welche durch die Löcher gesteckt werden, die diese Rinne durchqueren. So sitzt das eine Ende des Zopfes oder Zettels, wie es von nun an heisst, fest. Zum eigentlichen Aufbäumen gehören vier Personen, die eine sitzt auf dem Boden und hält den Zopf, zwei winden mit Hebeln am Garnbaum und eine vierte, der Weber selbst, hält den Kamm und reguliert den Zettel.

Ist diese Arbeit vollendet, so kommen Garn und Weberbaum wieder an ihren Platz, Lade und Geschirr werden heruntergelassen. Die Andrehstäbe werden in den Zettel gesteckt, um das Sortieren der Fäden beim Auf- und Abziehen zu bewirken. Im gefirnissten Garn der Flügel ist noch ein Rest des alten Zettels, welchen man den Weberriemen nennt. Die Fäden des neuen Zettels werden nun nacheinander an



A. Dubois

Zettelgatter und Zettelrahmen

(Originalzeichnung im Musée alsacien, Strasbourg)

die Fäden dieses Restes angedreht. Eine langweilige und zeitraubende Arbeit. Hernach wird der Zettel mit Stärkekleister eingestrichen. Nun kann das Weben mit Händen und Füßen anheben. Dem Arbeitsgeräusch hat der Volksmund folgende schalldeutende Worte untergelegt: «Kaliper, kaleper, wann kommt weder ebber, poch, poch, poch». Durch den Breitenhalter oder Spannstab wird das Tuch gleichmässig breit gehalten. Er besteht aus zwei Stäben, wovon der eine mit Kerben versehen ist und der andere zwei Schläufe zum Einhängen hat. Es gehört schon allerhand Arbeit dazu, wenn an einem Tage 10 Ellen Tuch (eine Weberelle hat 54 Zentimeter) auf die Stange gebracht werden sollen. Gering war der Verdienst bei solcher Arbeit, die der Konkurrenz der aufblühenden Textilindustrie nicht gegenüberreten konnte. Vor dem Weltkrieg gab es noch hie und da ländliche Hausweber, die für Fabriken arbeiteten, welche ihnen die Zettel lieferten, namentlich in den Rieddörfern bei Schlettstadt und im Weilertal. Heute finden wir nur noch wenige Stühle in Tätigkeit, so in Baldenheim und Müttersholz. Aber auch sie werden nach dem Ableben der alten Weber stille stehen.

Als Hungerleider und arme Teufel, die gerne mein und dein verwechseln, leben die Weber nach dem Niedergang ihres Handwerkes im elsässischen Volkslied fort. Des Volkes Lächer-

maul verspottet seit Jahrhunderten neben dem Schneider und Müller gerne den hungrigen Weber, der niemals satt zu essen kriegt, Garn stiehlt und es mit der Sauberkeit nicht genau nimmt. In alter Zeit mussten sich die Weber als Wappentier den schmutzigen Igel gefallen lassen. Davon fabelte das Volk schon im 16. Jahrhundert. Der elsässische Franziskaner Johannes Pauli teilt uns in seinem Schwankbuch das lustige Geschichtchen mit: «Ein Weberknecht mocht die Igel nit leiden. Man treibt die Weber um mit dem Igel. Uf einmal kam ein Weberknecht zu einem Meister und wollt ihm werken (arbeiten). Der Meister hätt ein Igel, und der Knecht sprach: «Meister, wölln Ihr, dass ich Euch werk, so tun das Tier us dem Hus!» Der Meister wollt es nicht tun. Der Knecht wandlet und kam in ein ander Stadt. Da hätt derselbig Meister zwen Igel. Der Knecht wandlet weiter und kam zu einem Meister, der hätt drei Igel. Er wandlet weiter und kam zu einem Meister, der hätt vier Igel. Da gedacht er: Du willst wieder zu dem ersten Meister gehn, der hat nur ein Igel!» An das Spiel «Die Fasnacht vom Werben um die Jungfrau» aus dem 15. Jahrhundert erinnert das von Beyer mitgeteilte elsässische Volkslied von der Jungfrau, die keinen Handwerker, sondern lieber einen Bettler heiraten will. Nach dem Metzger und Küfer wird auch der Leineweber abgewiesen:

Da kam ein lediger Weber :
 «Schönste Jungfrau, wollt' sie mich?»
 .Ach nein, ach nein, du Schiffelschiesser,
 bist noch viel weniger als der Küfer!
 Ein andrer muss es sein,
 Sonst bleib ich ganz allein.

In den allenthalben im Elsass verbreiteten
 Spottliedern auf alle Handwerker heisst es :

Die Leineweber sind auch so Gesellen,
 Sie sind gewöhnt, das Garn zu stehlen,
 Sie schmeissen den Knäuel wohl nach der Maus
 Und suchen immer das Beste heraus.

Ein anderes Lied sagt, wie's die Weber ma-
 chen :

Sie beten das Vaterunser,
 Das beste Garn ist unser.

Und das Leineweberspottlied aus dem Breusch-
 tal, das in Text und Melodie so gesungen wird,
 dass das Klappern des Webstuhls nachgeahmt
 wird, spottet folgendermassen :

Die Leineweber sind sehr fleissige Leut,
 Warum — darum, poch, poch, poch!
 Sie weben mir und dir das Kleid,

Warum — darum, poch, poch, poch!
 Fein und grob, Geld gibt es doch.
 Warum — darum, poch, poch, poch!
 Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein
 Warum — darum, poch, poch, poch!
 Das eine gestohlen, das andere nicht sein
 Warum — darum, poch, poch, poch! usw.

Der böse Leumund, der dem Weberhandwerk
 seit Jahrhunderten anhaftet und heute noch im
 Volkslied weiterlebt, ergab sich aus den mit-
 telalterlichen Zunftverhältnissen. Volks- und
 Rechtsleben flossen damals völlig zusammen.
 Ehre und Recht waren nicht zu trennen. Unehr-
 lich waren nach den damaligen Anschauungen
 nicht nur Handwerker mit moralischen Mängeln
 und Fehlern, sondern auch solche, die nicht im
 vollen Besitz der staatsbürgerlichen Rechte wa-
 ren wie die Hörigen und Unfreien. Diese waren
 zunftunfähig. Auch die Leineweber auf dem
 Lande waren früher Hörige und unfrei; sie blie-
 ben als Dorfweber immer noch handwerks-
 unfähig, als die Stadtweber sich längst die Frei-
 heit erkämpft hatten. Sie waren und blieben
 anrühlich.

Leo Schnug zum Gedächtnis

Stiller Friede hüllt die Städte
 In der Eb'ne bis zum Rhein
 Und die Dörfer und die Burgen
 Auf den Bergen nächtlich ein.

Aber oben auf dem Kamme
 Trifft sich ein gewalt'ger Tross,
 Mit den Lanzen, mit den Fahnen,
 Teils zu Fuss, teils hoch zu Ross.

Und es steigen alte Zeiten,
 Längst verklungen, vor uns auf :
 Edeldamen, Ritter, Bauern,
 Aebt' und Mönche sind im Hauf'.

Schweigend treten sie zusammen,
 Dann erhebt sich ihr Gesang
 Und ertönt in nächt'ger Stunde
 Den Vogesenkamm entlang :

Schnug! Nun bist auch du geschieden
 Von der Erden, in die Bretter
 Hat man dich hineingebettet
 Uns'rer aller Freund und Retter.

Denn du zeigtest, wie wir einstens
 Lebten, als in eig'nem Wallen
 Wir im Elsass an dem Dasein
 Fanden mancherlei Gefallen.

Deiner Zeit wardst du der Kündler
 Uns'res Lebens, uns'rer Sitten.
 Schlaf in Ruh', der wohlverdienten,
 Meister, der du ausgelitten!

Jetzt ist der Sang verklungen,
 Und im Morgendunste hört man
 Weither eine Wetterfahne
 Knirschen, die der Wind gedreht. . . .

Ed. Morand

Träumereien am alten Nähtischlein

Von Ernest Schmitt (Schönau)

Die Winternacht sank leise hernieder. Dichter und dichter breiteten sich die Dämmer Schatten über die erstarrte Erde. Den Tag über hatte ein starker Schneefall geherrscht: rein und weiss wie frischgebleichtes Linnen lag die warme Schneedecke auf den einsamen Feldern, auf Dächern und Wegen, und Abertausende von Sternlein blickten ruhig und friedlich auf das sorglich zugedeckte Land, sodass es funkelte und blitzte durch die schweigende Winternacht, als wäre die ganze winterliche Erde in ein einziges Meer von Silber, Diamanten und Perlen getaucht.

Die letzten Töne der Abendglocke waren zitternd verhallt. Leise knisterte das Feuer im Ofen. Die wohlige Stille und Wärme, die im Zimmer herrschte, streichelte mir zärtlich wie weiche Frauenhände über Stirn und Augen. Ich mochte kein Licht machen, es war so unendlich süß, in dem Halbdunkel zu sitzen. So unsagbar beruhigend tickte die alte Uhr. War ich denn eigentlich noch auf der Welt? Oder ging ich an reinen, geisterhaften Engelshänden durch die Traumgärten der Seligen? Ich fühlte auch einmal ein geheimnisvolles Raunen, ein leises Flüstern durch den Raum an meine Ohren wehen. Sonderbar, ich war doch allein im Zimmer. Oder war unbemerkt jemand eingetreten? Als ich die Hand wieder sinken liess, die vergeblich nach dem elektrischen Schalter hatte tasten wollen, fiel sie auf ein kleines Tischchen, das Nähtischchen meiner Frau.

Wie kam denn das Tischchen hierher an meine Seite? Es stand doch immer da drüben neben dem Fenster! Ich musste mich noch mehr wundern, als plötzlich der Deckel ganz von selbst aufklappte und mich aus dem inwendigen Deckenspiegel heraus zwei Augen anschauten, so warm und mild, als wären sie ein Widerschein zweier freundlicher Sternlichter am nächtlichen Himmelszelt droben.

Und eine weiche, zarte Stimme liess sich jetzt deutlich aus der Tiefe des Empire-Tischleins vernehmen: «Lieber Freund, die Stunde ist so still und ruhig, so zum heimlichen Plaudern wie geschaffen, dass ich dir erzählen möchte von meinen Freuden und Leiden, meinen Hoffnungen und Enttäuschungen, von Kinderträumen und Lebensschicksalen, die ich gesehen und miterlebt habe. Du kannst dann ein Geschichtchen daraus machen mit der Ueberschrift «Träumereien am Empiretischlein» oder so ähnlich. Sicher wird manche Leserin eine schöne Freude daran haben. Willst du die Geschichte hören?»

Ich nickte nur stumm mit dem Kopfe, und das dünne, freundliche Stimmchen begann zu plaudern. Die Uhr tickte leiser und leiser, und der Ofen murmelte nur noch sachte, sachte in das trauliche Dunkel. . . Da hub es an: «Meine Stimme ist etwas schwach und brüchig. Du wirst das verstehen, wenn du bedenkst, dass ich schon sehr alt bin. Ueber hundert Jahre ist es her, seit mich ein biederer Schreinermeister aus dem Sundgau droben schuf. Dass er gut geschafft und sein Handwerk tüchtig verstanden hat, kannst du heute noch an mir feststellen. Ich diente als Dreingabe zu einer grossen Möbellieferung, die als Aussteuer für eine begüterte Bauerntochter bestimmt war. Das Mädchen machte eine sehr gute Partie. Ihr Bräutigam war Einnnehmer in einem kleinen oberelsässischen Städtchen, und in der damaligen Zeit des ersten Kaisers galt diese Stelle als eine der bevorzugtesten im ganzen Verwaltungsapparat. Die Ehe war ganz glücklich, oder besser gesagt, recht ruhig. Die Eheleute gehörten zu jenen Menschen, die keine Leidenschaften kennen und durch nichts sich einmal in eine Aufregung hineinpeitschen lassen. Beide wurden denn auch sehr alt, und ihre einzige Tochter war selbst schon hoch in Jahren, als sie mich erbt und in ihren Haushalt übernahm.

All die vielen Jahre führte ich ein recht ruhiges und beschauliches Dasein, von dem ich nichts Besonderes berichten könnte. Ich kann mich nicht erinnern, einmal ein Wort gehört zu haben, das lauter und schneller als das andere gesprochen wurde. Das änderte sich plötzlich, als die Enkelin der alten Dame in das Alter kam, wo junge Mädchen gewöhnlich heiraten. Das sehr schöne Mädchen traf eine Wahl, die seinem Papa ganz unerwünscht war, der sich dann auch sehr energisch gegen die Heirat stellte. Es gab furchtbare Augenblicke, und ein Abend ist mir besonders im Gedächtnis geblieben, wo es zwischen Vater und Tochter nach einem äusserst heftigen Wortwechsel zum vollständigen Bruch kam. Der Vater wies seinem einzigen Kinde die Tür und sagte sich los von ihm für alle Zeit. Das Mädchen ging, und niemals sah ich es im Elternhause wieder.

Es war eine rauhe, wüste Herbstnacht, als das Mädchen das Vaterhaus verliess. Wütender Sturm peitschte den Regen an die geschlossenen Fensterläden und heulte in den Kaminen, als stiegen böse Geister darin auf und ab. Ein müd flackerndes Kerzenlicht erhellte spärlich das Zimmer im zweiten Stock, in dem die beiden Frauen, Mutter und Grossmutter, beieinander waren. Die

drückende Stille wurde durch nichts unterbrochen als hie und da durch ein trockenes Schluchzen der Mutter. Die Grossmutter ging schweigend auf und ab. Da, plötzlich — der Sturm machte in seinem Toben eine kurze Pause — klang durch das Haus ein kurzes, hartes Klingen wie beim Einschnappen eines Türschlosses. Mit einem leisen Wehlaut fuhr die Mutter in die Höhe.

«Jetzt ist sie fort, und niemals kommt sie wieder!» Gequält rangen sich die Worte von ihren Lippen, und durch ihre zusammengesunkene Gestalt ging ein Beben und Zittern. Die Grossmutter, eine noch immer königlich aufrechte Erscheinung, blieb mitten im Zimmer stehen. Ihre Augen blickten kühl, und ganz gelassen sagte sie :

«Mach dir nicht zu viele unnütze Sorgen. Von deinem Jammern wird's sicher nicht besser, und einstweilen ist sie bei meiner Schwägerin gut aufgehoben. Vielleicht wird die Heirat noch zu einem schönen Glück für sie. Der junge Mensch ist eine schöne Erscheinung, hat eine ganz gute Stelle und ein hübsches Gehalt, mit dem sie reichlich auskommen können. Warum also deswegen eine solche Unruh und Aufregung ins Haus bringen! Dein Mann hätte wirklich nicht so steifnackig zu sein brauchen!»

Das Schluchzen der Mutter wurde noch lauter, noch schmerzlicher. Abgerissen, stossweise, voll innerer Qual, flüsterte sie leise : «Nein, es wird nicht gut tun, es wird nicht gut tun, ich weiss es, ich fühle es und ich täusche mich nicht!» Und wirklich, es tat nicht gut, die Frau wusste es und sie fühlte es. Ein Mutterherz täuscht sich ja nicht.

Die folgende Zeit blieb äusserlich wieder vollständig ruhig. Der strenge Papa, der ein Hotel von vorzüglichem Ruf betrieb, gab sein Geschäft auf und zog sich ganz zurück. Von der Tochter durfte nie geredet werden ; sie war vollständig ausgelöscht und schien für die beiden Eltern gar nicht mehr zu existieren. Waren das einsame Abende bei den alten Leuten! Die behäbige Ruhe, die früher alle Räume so wohltätig erfüllt hatte, wurde zu einer unheimlichen Stille.

Der Tod der alten Grossmutter verlief fast unbemerkt. Ohne Anzeichen einer baldigen Auflösung schlief sie eines Morgens für ewig ein. Still und ruhig, ohne auch nur die geringsten Umstände zu machen, ging sie aus der Welt; ganz so, wie sie gelebt hatte. Ihre Tochter sah ich viel und bitterlich weinen in diesen Tagen. Hier sass sie neben mir so manchen Abend, und all die vielen heissen Tränen, die aus ihren guten Augen in mich hineintropften, habe ich sorgsam gesammelt in einem geheimen Kästchen. Ich merkte bald, dass es meistens Sorgentränen einer Mutter waren, die grausam litt um ihr verstossenes Kind.

Noch sehr oft konnte ich in der Folgezeit solche Tränen sehen und sammeln. Das Kästchen ist ganz voll davon, und wären es Perlen, so könnte man ein Königreich damit kaufen. Einmal hatte sie schüchtern versucht, ihren Mann milder zu stimmen und eine Versöhnung mit der Tochter herbeizuführen. Doch der hatte ihr kurz und kalt erwidert, dass diese Frage für ihn längst erledigt sei, da er kein Kind mehr habe, könne er auch keinem verzeihen. Wenn sie, die Mutter, die ehemalige Tochter besuchen wolle, hätte er nichts dagegen, nur den Namen möchte er hier niemehr, niemehr hören. Und er brauchte ihn nicht mehr zu hören. Die Frau verstand zu schweigen. Nur in den stillen Stunden, wo sie einsam, über eine Handarbeit gebeugt, vor mir sass, da rasteten wohl für einige Augenblicke die nimmermüden Hände. Wie geistesabwesend irrte ihr Sehnsuchtsblick über mich hinweg, durch's Fenster hinaus, in weite Fernen, und leise, leise flüsterten ihre Lippen : «Du, — du, — du!»

Jeden Donnerstag Mittag fuhr jetzt die Frau mit der Postkutsche nach der etwa eine Stunde entfernten grösseren Stadt, wo die Tochter wohnte. Sie musste aber wenig Erfreuliches in dem jungen Haushalt zu sehen bekommen ; denn ihre Mienen waren nach jedem Besuch trauriger und bedrückter, und manchen schweren Seufzer bekam ich zu hören.

Die Tage eilten dahin. Frühling war wieder im Land. Laue Lüfte wehten zärtlich durch das offene Fenster über mich hin, und von dem tiefblauen Himmelszelt schaute die Sonne so freundlich und selig auf die erwachende Erde herab, als bekäme sie da nur Schönes und Glückliches zu sehen. Und es schien auch wirklich so. Der Schritt der vorbeigehenden Menschen auf der Strasse draussen klang viel leichter, ihr Reden heller, von warmer Freude durchsonnt, und in den blühenden Bäumen im Garten sangen und schmetterten die Vöglein unermüdlich ihre Lieder von Lenzeslust und Liebe ins hoffnungsgrüne Land.

Ich selbst fühlte eine Freude in mir, wie ich sie in den vielen Jahren, die ich schon erlebt, noch nicht empfunden hatte. Wahrscheinlich half dazu die Entdeckung, dass im Wesen der guten Frau eine grosse Umwandlung vorgegangen war. Schon seit einiger Zeit ging durch ihre Augen ein rätselhaftes stilles Leuchten, und wenn die Sonnenstrahlen über das schmale Gesichtchen huschten, war es, als zögen sie ein versonnenes Lächeln hinter sich her. Bald sollte ich eine Ahnung bekommen von dem Grund des stillen Glückes, das die gute Frau erfüllte. Sie fing an, kleine, niedliche Wäschestücke für ein Wickelkindlein zu machen.

Hast du schon einer Grossmutter bei dieser Arbeit zugeschaut? Man muss sie nämlich selbst



Schlettstadt. Neuer Weg

Lith Sandmann

gesehen haben dabei, um zu verstehen, dass es neben der Mutterliebe noch eine Liebe gibt, die fast gerade so hehr und gross, aber noch viel selbstloser ist. Wie tief strahlten ihre Augen, wie wundersam war das Lächeln, das ihren Mund umspielte, wenn sie wieder so ein kleines Hemdchen oder Röckchen fertiggenäht hatte!

Und an einem schönen Herbstmorgen, nach dem Eintreffen eines Eilboten, packte sie alle die fertigen Kleinigkeiten mit zitterigen Händen zusammen und machte sich reisefertig. «Ich werde wohl für einige Tage fort bleiben», sagte sie zu ihrem Manne. Der hatte ihr teilnahmslos zugehört; er zuckte nur mit den Schultern, als er ruhig die Pfeife aus dem Mund nahm und gleichgültig antwortete: «Sorge dich nicht um mich; ich werde schon alleine fertig!» Dann vergrub er sich hinter seiner Zeitung, und die Frau ging mit einem kaum hörbarem Seufzer hinaus.

Nach acht Tagen kam sie wieder. Als sie ins Zimmer trat, sah ich ihr gleich an, dass ihr eine besondere Neuigkeit auf den bebenden Lippen lag. Sie erwartete wohl eine Frage. Doch der Mann blickte kühl über sie hinweg und sagte nur gelassen und ruhig: «Du bist wieder hier!» Sonst nichts. Ohne eine Spur der geringsten Neugierde wandten sich seine Augen von dem weissen Gesicht der Frau ab und dem Brief zu, den er zu schreiben begonnen hatte. Einen Moment schien es mir, als wollte die Frau etwas sagen. Aber dann schüttelte sie nur müde den Kopf und verliess leise das Zimmer.

Weiter ging die Zeit. Vier Jahre in ewig gleichbleibender Folge von maienschönem Frühling, goldenfarbenem Sommer, früchteschwerem Herbst und rauhem, eisigem Winter. In unserm Patrizierhaus am Marktplatz plätscherten die Tage ruhig und eintönig dahin. Wie gewohnt, ging die Frau an jedem Donnerstag nach der Stadt. Ob die Sonne schien, ob es regnete oder schneite, ob brütende Hitze in den Gassen lag oder rauhe, garstige Stürme den Menschen fast den Atem nahmen, immer machte sie mit dem gefüllten Körbchen den Weg. Oft verfehlte sie die Postkutsche und musste dann zu Fuss gehen. Das konnte sie aber nicht abhalten.

An einem kalten Februartag — der Schnee deckte tief die ganze Welt — kam die Frau nicht wie gewöhnlich am Abend spät heim. Statt ihrer meldete sich gegen neun Uhr an der Tür ein fremder Mann mit einem Brief. Der öffnende Herr hiess den Boten in die Küche treten und kam mit dem Brief ins Wohnzimmer zurück. Am Tisch unter der Lampe stehend, entfaltete er sofort den Bogen. Es musste nicht viel drin stehen; denn nach wenigen Augenblicken legte der Mann das Papier wieder auf den Tisch. Als er aufsah, erschrak ich vor seinem Aussehen. Fast grau war sein Gesicht, und die Augen blickten starr ins Leere. Ein erneutes Klingeln an der Haustür liess ihn auffahren. Wankend ging er, um zu öffnen.

Als er wieder hereinkam, folgte ihm der Pfarrer des Städtchens. Mit sehr ernstem Gesicht

blieb der geistliche Herr neben mir stehen. Schwer stützte sich seine Hand auf mich, und langsam, fast feierlich fielen seine Worte in die unheimliche Stille: «Herr Fels, eben habe ich brieflich durch ihre Frau erfahren, dass die Tochter in der Stadt am Sterben liegt, und dass das Kind dringend nach seinem Vater verlangt. Gehen Sie heute nacht noch hin!» Der Mann, der den Pfarrer fragend angesehen hatte, gab sich einen Ruck. Mit einem Blick, der mich frösteln machte, sagte er, ganz unnatürlich ruhig: «Sie irren sich, Herr Pfarrer, ich habe keine Tochter, ich kann darum auch keine besuchen.»

Das Gesicht des Pfarrers wurde einen Schein blässer, seine Hand zitterte ein wenig, als er sie dem Herrn auf die Schulter legte und mit ebenfalls bebender Stimme sagte: «Doch, Herr Fels, Sie haben eine, wenigstens, so hoff ich, jetzt noch! Und die verlangt nach Ihnen! Das Kind ruft nach seinem Vater! Das sterbende Kind, hören Sie wohl! Lassen Sie in dieser Stunde wenigstens den alten Hader fahren und sagen Sie ein Wort des Verzeihens, so lang es noch Zeit ist. Denken Sie daran, dass ein verzeihendes Wort die kalte Hand des Todes warm und zart machen kann. Geben Sie Ihrem Kinde, das trotz allem doch Ihr Kind ist, eine ruhige Sterbestunde. Es ist so ein gnädiges Gottesgeschenk, wenn das ein Vater seinem sterbenden Kinde geben kann.»

«Ich habe aber kein Kind», antwortete nochmal dumpf und rauh der bleiche Mann. Höflich, aber bestimmt schüttelte er die Hand des Priesters ab und ging zum Fenster. Er öffnete weit die Läden, lehnte sich müd und schwer hinaus und starrte schweigend in das Dunkel. Millionen von Sternen blinkten und winkten am nächtlichen Himmel so still und friedlich wie aus einer fernen, göttlichen Welt.

Auch im Nachbarhause öffnete sich jetzt ein Fenster. Eine jugendliche Frau wollte anscheinend die Läden schliessen. Freundlich klang ihre Stimme herüber: «Es wird kalt heut Nacht, Herr Fels! Da ist es gut, wenn man eine warme Bettdecke und ein ruhiges Herz hat. Gute Nacht, ich wünsche gut zu ruhen!» Durch das sachte Geräusch beim Schliessen der Läden drangen noch deutlich die reinen Stimmen betender Kinder. Hell und klar wie aus Engelsmund läuteten die Vaterunserworte in die schwer lastende Stille des Zimmers: «Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung. . . .»

Der Mann am Fenster stöhnte. Langsam schloss auch er das Fenster und wandte sich zum Pfarrer, der mit gefalteten Händen neben mir stand. Die Augen waren wie erloschen, und dumpf und hohl tönte seine Stimme, als er mit zuckenden Lippen flüsterte: «Ich gehe, Herr Pfarrer, heute noch, jetzt gleich!»

Eine halbe Stunde später stampften die beiden Männer schweigend und dick vermummt hinaus in die kalte Winternacht. Ihr Schritt verhallte bald in verschneiter, nächtlicher Ferne.

Es folgte eine Nacht voll schwerer Bangigkeit und quälender Ungewissheit. Immer suchte ich mir das reizende Mädchen vorzustellen, das gewiss eine wunderschöne Frau geworden sein musste. Und die sollte nun am Sterben sein! Der Gedanke war furchtbar. Sonderbar, dass doch die Menschen schweres Leid gebrauchen müssen, um sich nach jahrelanger, feindseliger Trennung wieder zusammen finden zu können. Das Zerwürfnis in der vertrauten Familie ist mir immer sehr nahe gegangen, sah ich doch jeden Tag, wie alle darunter litten. Der gute, vornehme Vater war gewiss nicht so hart, wie er schien, und wenn er es wirklich war, musste er grausam darunter leiden. Und seine Tochter, die er hart und unversöhnlich hinausgewiesen hatte, für immer, die war gewiss auch unglücklich; besonders, da es in ihrem jungen Haushalt nicht gut zu gehen schien. Das Sorgengesicht der Mutter und ihre heimlichen Tränen sagten mir genug.

Am andern Morgen in aller Frühe hörte ich einen Wagen vor dem Hause halten. Es kam jemand herein, und gleich darauf begann in dem obern Stockwerk ein aufgeregtes Hasten. Türen wurden eilig geöffnet und geschlossen. Schubladen hörte ich auf- und zuziehen, und dann kam plötzlich die alte Magd herein mit verweinten Augen, schloss eine meiner kleinen Schubladen auf und entnahm derselben ein sehr schönes, silbernes Kreuzchen, das, wie ich wusste, das Kommunionkreuzchen des Mädchens gewesen war. Jetzt kam mir sofort die Erkenntnis: die junge Frau ist tot!

Vier Tage lang war die Stille im Haus die eines Kirchhofs. Am Vormittag des fünften Tages hörte ich die alten Leute zurückkommen. Neben ihren müden, schleppenden Schritten vernahm ich noch ein helles Kindertrippeln. Gewiss hatten die Grosseltern das Enkelkind mitgebracht. Es wollte fast eine grosse Freude in mir aufsteigen: Wieder so ein junges Leben immer um mich zu haben! Ich habe doch die Kinder so gerne! Es wurde Mittag, bis die alte Frau mit dem Kinde in das Wohnzimmer hereinkam. Ihre Gestalt war gebeugt wie von einer schweren Last, ihre Augen blickten müd und schmerzlich und waren ganz gerötet, wohl vom vielen Weinen. Sie führte ein kleines Mädchen von engelgleicher Schönheit an der Hand. Kastanienbraunes Haar umrahmte das ovale Gesichtchen, und zwei wundervolle Aeuglein blickten so traurig und erschrocken in die Welt, dass es mich bis ins Innerste rührte.

Die alte Frau setzte sich auf einen Stuhl neben mich, zog das Kind auf ihren Schooss und



Kaysersberg

Lith Sandmann

sagte leise mit mütterlicher Innigkeit: «Du wirst nun immer bei uns bleiben, Kind!» Das Kind schmiegte sich zärtlich in die Grossmutterarme, und mit einem tiefen Augenaufschlag flüsterte es ebenso leise: «Darf ich nicht mehr zur Mama?» — Der Grossmutter perlten zwei grosse Tränen über die gefurchten Wangen, als sie mit schwankender Stimme antwortete: «Mama ist jetzt im Himmel, Kind, Du kannst noch nicht zu ihr gehen und musst bei der Grossmama bleiben, sonst ist die gar arm und hat niemand mehr»

«Wirst du mich auch immer lieb haben, Mamama, so wie die Mama?» Gross und fragend sah die Kleine der alten Frau ins bleiche Gesicht.

«Du wirst mir das Liebste sein auf der Welt, Herzenskind!» Tief beugte sich die Frau über das Engelsköpfchen und drückte ihre Lippen auf die reine Kinderstirne.

«Dann werde ich auch immer und gern bei dir bleiben, Mamama!» Die Aermchen des Kindes schlossen sich fest um den Hals der alten Frau. — Ich ahnte nicht, dass ich nach Jahren nochmal diese Worte von dem nun gross gewordenen Mädchen hören sollte und dass es damit sein Schicksal besiegeln würde.

Am andern Morgen in aller Frühe, die Dämmerung wich nur träge aus dem Zimmer, da kam die alte Dame wieder herein und setzte sich neben mich. Sie weinte nicht mehr; der Tränenstrom schien versiegt. Aber ihre Augenhöhlen

waren so verrumpfelt wie der Grund einer ausgetrockneten Quelle. Ein schwerer Seufzer rang sich gequält aus ihrer Brust, und dann fing sie nach der Art alter Leute an, gedämpft und abgerissen mit sich selbst zu reden.

«Ich will dir deine Ruhe nicht stören, Kind. Vielleicht ist es besser so. Allem Leid und allem Schmerz bist du ja entrückt. Besser wäre es doch nicht mehr geworden. An dem Weg, den dein Mann geht, stehen nur trügerische Wegweiser, die ins Verderben führen. — Du bist bewahrt, mitgerissen zu werden! — Das könnte mich trösten in meinem Weh, wenn — ja, wenn der Gedanke nicht wäre, dass alles anders hätte sein können. Hättest du damals deinen alten Eltern gefolgt und diese unselige Heirat nicht getan, so wäre uns all das Schwere und Leidvolle erspart geblieben. Aber ich will nicht anklagen. Ein Mutterherz hat ja keinen Platz für Anklagen, nur zum Dulden, zum Leiden und zum Verzeihen. Und alles ist noch warm eingewickelt in lauter Liebe. Aber eine unendliche Bitterkeit ist doch dabei, so viel Bitteres!»

Wieder entstieg ein gepresster Seufzer ihrem Munde, und die Augen wurden aufs neue wässrig. Als sie mit der Hand in die Tasche tuhr, glaubte ich, sie wolle das Taschentuch hervorzuziehen. Aber sie brachte einen Brief zum Vorschein. «Ich glaube, hier in dem Tischchen ist der Brief am besten aufgehoben», flüsterte sie. «Es gibt gewiss kein sichereres Plätzchen für

dein Testament, für deinen letzten geschriebenen Gruss, du mein einziges, heissgeliebtes, für ewig verlorenes Kind!» Und dann öffnete sie das Geheimfach, in dem ich all ihre früheren, bitteren Tränen gesammelt hatte, und steckte den Brief hinein. — «An mein Kind, wenn es 18 Jahre alt geworden ist», stand in zitterigen Buchstaben darauf geschrieben. Sie drückte das Kästchen wieder zurück, die Feder schnappte ein, und nun wusste ich, dass ich den letzten Wunsch einer teuren Toten, einer unglücklichen Mutter in mir barg.

Einige Tage nachher, die Oktobersonne schien freundlich und warm durch das geöffnete Fenster und schmeichelte zärtlich um den grauen Kopf der alten Frau, die, über eine Handarbeit gebeugt, am offenen Fenster sass, als plötzlich mit allen Zeichen höchster Aufregung der alte Herr ins Zimmer trat. In der Hand trug er einige Schriftstücke. «Der Gauner! — Der Lump», polterte er mit mühsam verhaltener Stimme. «Nein, so eine Gemeinheit!» Verwundert und erschreckt sah die Frau auf. Ihrem fragenden Blick wurde gleich Antwort: «Die Bank schickt mir eben einen Wechsel über 25 000 Franken. Das Papier ist mit meiner Unterschrift versehen, mit einer falschen natürlich! Und das hat niemand anders getan, als der Elende da drüben! O diese Liederlichkeit! Und mit einem solchen Menschen Gemeinschaft . . . aber nein, ich habe ja keine mit dieser Kreatur, — hab' keine haben wollen!»

Mit geballten Fäusten und funkelnden Augen ging der Mann im Zimmer auf und ab. Die Frau war totenbleich geworden: die feine Stickarbeit entfiel ihren zitternden Händen, und erst nach einer Weile drückenden Schweigens sagte sie leise: «Und nun? Was wirst du tun?» Grollend, wie fernes Gewitter klang die Antwort zurück: «Was ich tun will! Selbstverständlich zahle ich den Wechsel. Sollen noch andere Leute wissen, dass unsere Tochter einen Wechselfälscher geheiratet hat? Nein! Ich verzichte eben auf meine Pfeife und den Abendschoppen. Es wird so schon gehen, weil es eben gehen muss!» Krachend schlug die Türe hinter dem schwer hinaussehrenden Mann zu. Die Frau legte Kopf und beide Arme auf mich und weinte lange und bitterlich.

Die Wochen reihten sich an Wochen, die Jahre an Jahre. Das Leben bei den alten Leuten mit dem kleinen Mädchen floss ohne grosse, tiefer gehende Ereignisse ruhig dahin. Fast wollte mir manchmal die Erinnerung hochkommen an jene glücklichen Tage, wie ich sie einst in den ersten Jahren meines Hierseins erlebt habe. Wie damals schien alles in bester Harmonie zu verlaufen. Die beiden alten Leute waren von einer solch abgeklärten Güte gegeneinander, wie sie nur des Lebens Herbst nach einem von treue-

ster Liebe und warmherzigstem Verstehen getragenen Sommer hervorbringen kann.

Und doch war etwas da, was das Bild der Ruhe und der Zufriedenheit störte und keine Stimmung aufkommen liess, die in eine Behaglichkeit hätte hineinführen können. War es der Tod des einzigen Kindes, war es der schwere Vermögensverlust? War es etwas anderes, von dem ich nichts ahnen konnte? Ich weiss es nicht. Ich sah nur bei dem alten Herrn immer das gleiche ernste, verschlossene Gesicht; — die Haare der guten Frau wurden von Jahr zu Jahr heller und schneeiger, gerade, als würde sie sich nur noch mit dem stark färbenden, weissen Sorgenkamme kämmen; die Augen wurden immer kleiner und umgaben sich mehr und mehr mit einem Kranz feiner, aber scharf gezeichneter Fältchen.

Und das Kind? Ach, ich bemerkte an ihm niemals eine Lustigkeit und Fröhlichkeit, und statt glücklichen Kinderlachens und toller Jugendstreiche, wie ich so sehnlich erhofft hatte, sah ich nur stille, verträumte Aeuglein, die manchmal so merkwürdig weh- und angstvoll in die Weite gucken konnten. Einmal, ein aller einziges Mal sah ich die schönen Kinderaugen in tiefem Glück und reiner, seliger Freude aufleuchten: das war an dem Tag ihrer ersten heiligen Kommunion.

Herrlicher Sonnenschein flutete durch das offene Fenster und füllte das ganze Zimmer mit einem warmen, wunderbaren Glanz. Zärtlich umschmeichelten die weichen Strahlen das weisse Haupt der alten Dame und spielten liebkosend in dem herrlichen Goldhaar des Mädchens. Als die Frau die Arbeit mit dem Herrichten des weissen Festtagskleidchens beendet hatte, nahm sie das Kind an der Hand und kam auf mich zu. In ihren Augen glänzten einige Tränen, ich weiss nicht, war's vor Rührung oder in leidvoller Erinnerung.

Sie öffnete wieder das Geheimfach und nahm den vor Jahren hineingesteckten Brief heraus. Die Schrift war ganz verblasst; aber doch konnte ich noch deutlich lesen: «An mein Kind, wenn es 18 Jahre alt geworden ist.» Das Mädchen sah mit Staunen der Grossmutter zu und machte erst recht verwunderte Augen, als dieselbe zu reden begann: «Der Brief ist von deiner Mama. Kurz vor ihrem Tod hat sie ihn noch geschrieben. Du sollst ihn erst lesen, wenn du 18 Jahre alt geworden bist; aber ich wollte ihn dir doch heute zeigen, damit du von ihm weisst und auch, wo ich ihn aufbewahrt habe. Ich könnte unversehens sterben und dann wäre es leicht möglich, dass die letzte Botschaft einer Mutter ihr Kind nicht mehr erreicht. Ich weiss nicht, was drin steht; aber ich denke, dass es Worte der Liebe sind, wie sie eine Mutter beim



Pfirt

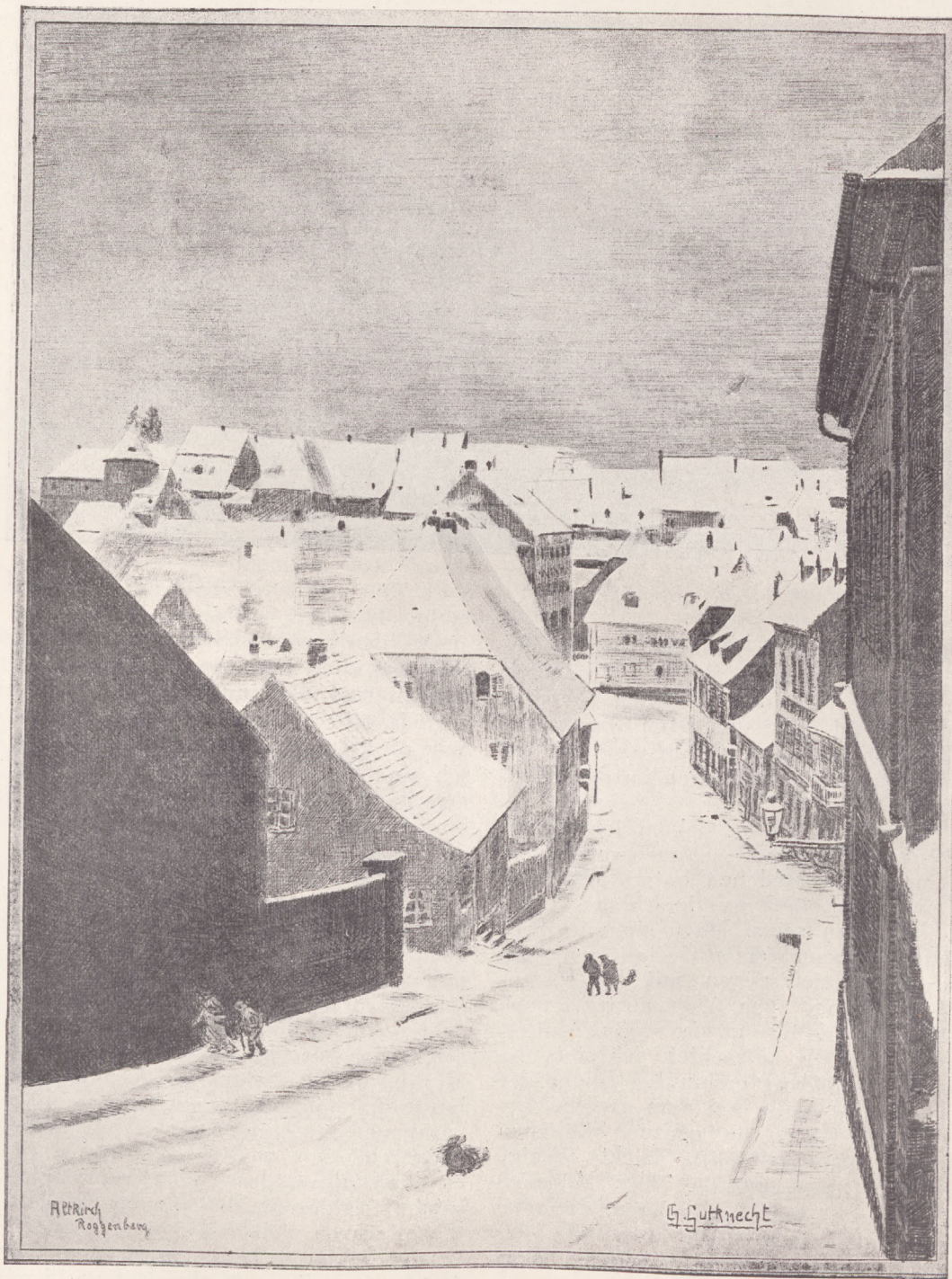
Nach einer alten Ansicht

grossen Abschied zu ihren Kindern spricht. Berherzige sie gut und vergiss sie nie!» Zärtlich streichelte die alte Frau dem Mädchen über das glänzende Haar, tat dann den Brief wieder zurück in das Geheimfach und verliess mit dem engelgleichen Kommunionmädchen an der Hand das Zimmer. —

In den folgenden Jahren bekam ich Grund und Gelegenheit zu immer grösser werdendem Staunen. Das junge Mädchen entwickelte sich mehr und mehr zu einer wunderschönen Jungfrau: ja, ich kann sagen, dass sie mit ihrer gertenschlanken, ebenmässigen Gestalt, den klassisch geformten Gesichtszügen, mit den seelenvollen Augen und mit dem Alabasterteint noch reizvoller erschien als ihre gewiss schöne Mutter. Mit befriedigtem Stolz betrachtete ich stets die entzückten und andächtig erstaunten Blicke der Besucher, und das waren bei dem grossen Bekanntenkreis der alten, im ganzen Städtchen hochgeachteten Patrizierfamilie nicht wenige und nicht die Gewöhnlichsten. Das Mädchen wurde durch die vielen Huldigungen, die man ihrer Schönheit darbrachte, nicht etwa stolz oder eingebildet, im Gegenteil, ein gewisser, nachdenklicher Ernst, der sie noch reizender und anziehender machte, blieb ihr immer eigen. Zu der angeborenen Herzensbildung kam noch eine gründliche Allgemeinbildung, die sie sich durch den Besuch der höheren Töchterschule der nahen grössern Stadt aneignete.

An den meisten Sonntagnachmittagen, während die alten Leute gewöhnlich ein Schläfchen hielten, sass das junge Mädchen, in ein Buch vertieft, still und einsam neben mir am Fenster. Sehr oft klappte sie dann auf einmal das Buch zu, sah eine Weile versunken in die Weite und öffnete dann das Geheimfach, in dem der Brief verborgen war. Es schien nicht Neugierde zu sein, die es plagte. In stillem Sinnen, den schönen Lockenkopf in die eine Hand gestützt, starrte es eine Zeit lang auf die verblasste Schrift, während in ihre Augen ein verklärtes Leuchten stieg. Wenn es die Grossmutter kommen hörte, legte es den Brief rasch in das Fach zurück, schloss es und nahm ihr Buch wieder auf. Es achtete nicht, dass jedesmal von den früher gesammelten Sorgentränen der Grossmutter, die ich alle in das Kästchen getan hatte und die im Laufe der Jahre zu ganz feinem silbrigen Staub zusammengetrocknet waren, an seinen zarten Fingerchen ein wenig hängen blieb. Und wenn es dann durch das volle Kastanienhaar strich, setzte sich der Staub kaum merklich darin fest. Sicher waren viele von den Silberfäden, die später, in seinen besten Jahren schon, sein Haar durchzogen, dieser Herkunft. Es will mir manchmal scheinen, als hätte ich so den Kummer, das Leid und die Sorgen der Grossmutter auf das Enkelkind übertragen helfen. Und der Gedanke ist der Bitterste in meinem alten Leben.

Vielleicht wäre aber doch alles so gekommen,



Ch. Gutknecht

Altkirch im Schnee

wie es eben gekommen ist. Das Schicksal ist im Leben der Menschen so hart und herzlos und unerbittlich, und manchmal braucht es keinen Staub, um die Haare vor der Zeit silbern zu machen.

Der alte Herr wurde auf einmal recht kränzlich, und seine Frau machte sich ernstliche Sorgen. Sie ruhte nicht, bis sich der tatsächlich arg leidend aussehende Mann zu Bett legte und sich ärztlich behandeln liess.

Zu der Zeit begann ein ganz junger Arzt sich in dem Städtchen eine Praxis zu gründen. Er war der Sohn eines Busenfreundes des Herrn, und da erschien es ganz selbstverständlich, dass er bald jeden Tag, oft zwei-, dreimal in das Haus kam, und sich in der Familie in kurzer Zeit bald ganz wie daheim fühlte. Auf die schöne Haustochter schien der junge, sympathische Arzt einen tiefen Eindruck zu machen. Bei jedem Erscheinen des Mannes stieg in das liebliche Gesichtchen der Jungfrau eine zarte Röte; ihre Augen bekamen einen Glanz wie vom Morgentau betupfte Veilchen, und wenn die schlanke Gestalt des Doktors über die Gasse schritt, so konnte das schöne Mädchen mit einem selig versonnenen Lächeln durch die Gardinen sehen, dass man meinen konnte, das leibhaftige Glück ginge auf leichtbeschwingten Füßen vorüber.

Mir war bald klar, das Mädchen liebte den Arzt, aber wie es ihn liebte, das sollte ich erst erfahren, als der erste grausame Reif über ihre erste, hoffende, frühlinggrüne Liebe fiel. Eines Morgens brachte der Briefträger ein kleines duftendes Kärtchen ins Haus, und darauf stand zu lesen die Verlobungsanzeige des jungen Arztes mit einer sehr reichen Fabrikantentochter des Städtchens. Das junge Mädchen, das zuerst ins Zimmer trat, sah die eingegangene Post durch. Als es die Verlobungsanzeige in die Hand bekam und einen Blick darauf geworfen hatte, glaubte ich einen Moment, der Schlag hätte sie gerührt. Durch ihre ganze Gestalt ging ein Zittern, in ihre Augen stieg ein Schein, wie er der Sonne eigen ist, wenn sie an einem müden Herbstabend noch einmal die Erde küsst mit einem wehmütigen, unendlich traurigen Blick, als wollte sie Abschied nehmen für lange, lange Zeit. Um den Mund gruben sich zwei feine Fältchen, die gewöhnlich ein Spiegelbild sind von blutenden Wunden, die des Schicksals Messer ins zuckende Herz hineingeritzt hat.

Das Geräusch der nahenden Schritte der Grossmutter riss das Mädchen wieder hoch, es musste gewiss eine ungeheure Willensanstrengung machen. Aber als die alte Frau eintrat, da zeigte der Sturm, der gewiss eine zerrissene

Seele durchtobte, in dem schönen Gesicht der Enttäuschten keine Spuren mehr. Nur ihre Augen blickten matt, das Gesichtchen schien ein wenig schmaler und blässer, und ihre Worte klangen etwas rauher und herrischer als sonst: «Unser junger Doktor hat sich verlobt!»

Und dann starb der Grossvater, nur wenige Tage nach dem eben Erzählten. Er hatte einen schweren und harten Todeskampf, und niemand durfte um ihn sein als das Enkelkind. Ich sah denn in diesen Tagen das junge Mädchen gar nicht. Erst am Begräbnistag erschien sie wieder in meiner Nähe. Ich erkannte sie kaum. Fast war sie mir im Aussehen eine Fremde. Sie stand am Tisch und nahm die Beileidsbezeugungen der vielen Bekannten und Leidtragenden entgegen. Die Weisse ihrer Haut erschien noch schärfer in dem schweren, schwarzen Kleid, das ihre herrliche Gestalt umhüllte. Stolz und tränenlos glitt ihr Blick über all die Menschen hin, die eintönig und leise ihr Sprüchlein sagten von ihrer Anteilnahme an dem grossen Leid.

Ich aber hatte das Empfinden, dass all diese Menschen ihr Leid nicht tragen helfen konnten. Denn vor ihnen stand eine Königin, eine wahre Königin in Erscheinung und Haltung und Abweisung: in meinem Reiche der Schmerzen kannst du, Volk, nicht mit leiden, nicht mit fühlen und nicht mit verstehen! Ein Unglück kommt selten allein: der alte Herr war kaum unter der Erde, als die Nachricht eintraf, dass die Bank, die das Vermögen der Familie verwaltet hatte, zusammengebrochen sei. Fast die ganze Bareinlage ging bei dem Konkurs verloren, und die beiden Frauen, die bisher, in Geldsachen wenigstens, ohne grosse Sorge gelebt hatten, kamen jetzt in recht missliche Verhältnisse. Nach aussen hin sollte doch noch immer der Schein eines auskömmlichen Wohlstandes gewahrt werden, und in der Haushaltung wollte es trotz der bescheidensten Lebensanforderungen nirgends reichen.

Die alte Magd musste entlassen werden, und der wunderschöne Blumengarten, der Stolz und die Freude der alten Grossmutter, ward umgewandelt zu einer Gemüsepflanzung. Ihr Ertrag half bald mit, das Leben in dem alten Patrizierhaus etwas freundlicher zu gestalten. Aber mit zu den traurigsten Erinnerungen meines Lebens gehören jene Abende, wo die mir so teure, alte Grossmutter rechnend und nachdenkend vor mir sass oder das Mädchen, in Bücherkatalogen blättern, mit leuchtenden Augen die schönen Bände betrachtend, ohne die Möglichkeit zu sehen, die schönen Bücher je besitzen zu können.

(Schluss folgt)

||||| Ausschau |||||

Büchertisch

Paul Stintzi, Elsässische Klöster. Ein Heimatbuch. Colmar, Editions «Alsatia», 1935, 196 S. und 36 S. Bilderanhang.

Ein höchst interessantes und zugleich lehrreiches Heimatbuch hat uns Stintzi hier geboten, ein Werk nach Inhalt und Sprache ein Dreizehnlinden in Prosa, ja eine Jubelhymne auf die Geburt der christlichen Kultur in unserm herrliche Lande. Die Literatur über Ursprung und Entwicklung der Klöster und geistlichen Stifte im Elsass ist zwar reich; doch sind manche dieser Abhandlungen recht minderwertig, andere wieder in seltenen Einzelwerken, in dickleibigen Sammelbänden oder in kostspieligen, Fachzeitschriften zerstreut und kaum mehr aufzufinden, dem Mann des Volkes demnach grösstenteils fremd. Mit Bienenfleiss hat es nun der für das allgemeine Volkserwachen unermüdlich tätige Verfasser verstanden, die Spreu vom Weizen zu sondern, das historisch Wichtige zu fassen, in gefälliger, volkstümlicher Form zu bearbeiten und so unserer Heimat einen hübschen, wertvollen Ehrenkranz zu winden.

Die Benediktiner, die von altersher weder die Wildnis der gefürchteten Waldtäler der Vogesen scheuten, noch vor der Einsamkeit versumpfter oder versandeter Ebenen zurückschreckten, eröffnen in innigem Gottvertrauen den Reigen. Wir sehen sie u. a. in Murbach, in Münster, im Lebertal, im Weilertal, in Maursmünster, im Grauftal, in Ebersheim, in Ottmarsheim zum Segen aller dieser Einöden am Werke. Cluniacenser und Cistercienser schliessen sich an,

wie in Lützel, Pairis, Seltz, Neuburg; Collegialstifte entstehen auf abgedorrten Stämmen, und Augustiner entfachen neuen Eifer, man denke nur an Haslach, Lautenbach, Surburg, Oelenberg, Marbach. Bettelmönche griesen zum Wanderstab, schaffen unter St. Francisci Regel in schlichten Herbergen ländliche Bildungsstätten, die zu ruhmreichen Minoritenklöstern führen. Deutschritter, Templer und Johanniter stiften Komtureien in Müllhausen, Rufach, Bergheim, Strassburg, unterstützen und pflegen die Kreuzfahrer in nahen und fernen Landen. Dominikaner, Kapuziner, Jesuiten wecken ihrerseits christlichen Sinn und Gottesfurcht in Stadt und Land und beginnen den Kampf gegen die Irrlehren des Humanismus. Wer vermöchte sie überhaupt alle aufzuzählen, die um Christi willen sich in uneigennütziger Selbstaufopferung in den Dienst des Volkes und seines Gottes stellten und die revolutionäre Umsturzjahre hinwegfegten und vernichteten, ohne dem Volkswohl auch nur eine Spur der in Aussicht gestellten Vorteile zu gewähren. In diesem Geiste ist Stintzis treffliches Buch, das über 60 elsässische Klöster in den Bereich seiner Studie zieht, geschrieben, in diesem Geiste will es belehren und aufklären. Das zeitgemässe, wertvolle Heimatbuch gehört gerade in unsern Tagen, wo die Gottlosigkeit abermals drohend und gleisnerisch ihr Haupt erhebt, in jedes christliche Haus, in jede christliche Familie und Bibliothek. Eine edlere, sinnigere Gabe lässt sich kaum denken, wie für jung, so für alt. Theob. Walter.

Vogesen-Wanderungen

Lützelburg — Kempel — Haselburg — Lützelburg.

Gehzeit: 5¼ Std.

a) Lützelburg — Kempel — Martinstein.
2¾ Std. Markierung: Rot-weiss-rot.

Vom Bahnhof rechts abwärts und bald rechts Pfad aufwärts auf eine Strasse, welcher man rechts wenige Minuten aufwärts folgt, dann links Pfad. Nach 15 Min. der Strasse aufwärts folgen und nach 4 Min. links Pfad. Nach 10 Min. wieder auf die Strasse und derselben links aufwärts folgen. Rechts unten Forsthaus Gewinnwald. In 10 Min. in Hültenhausen (Hultehouse). Bei der Kirche links, dann gleich rechts aufwärts. Bald bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 8 Min. dem Pfad geradeaus im Wald folgen. Nach 10 Min. bei Wegeteilung Pfad rechts weiter. (Links «rot-gelb» über Wasserwald nach Stambach.) Nach 10 Min. Karrenweg links. (Rechts nach Garburg, Garrebourg.) Bei nochmaliger Teilung rechts. Nach 20 Min. führt links ein Pfad zur Francireurgrotte. Hier geradeaus weiter. Nach 5 Min. bei Wegeteilung rechts aufwärts. Nach 5 Min. führt rechts ein Pfad zum Dagsburgblick, Bellevue. Nach 5 Min. rechts Pfad in 2 Min. zum Pfannenfelsen. Schöne Aussicht. Vom Felsen zurück und Pfad rechts abwärts in 10 Min. zum Forsthaus Kempel. Hier am Zaun entlang dann Pfad aufwärts. Vereinigung mit dem von Stambach kommenden Weg. Markierung: rot-gelb. Nach 10 Min. bei Wegeteilung rechts in einigen Schritten zum Martinstein. (Links Markierung: rot-gelb zur Hub, rot-weiss-rot nach Dagsburg, Dabo.)

b) Martinstein — Haselburg. 1 Stunde.

Markierung: blau-gelb bis nach Hellert.

Vom Martinstein (Alter Grenzstein der Abtei Maursmünster, Marmoutier), dem Pfad links folgen, zuerst eben, dann abwärts. Nach 25 Min. rechts Pfad aufwärts und nach 5 Min. bei Pfadteilung rechts eben zum Nutzkopffelsen. Prächtiger Aussichtspunkt. Blick auf den Dagsburger Schlossfelsen. Denselben Weg zurück bis zur letzten Pfadteilung, dann rechts. In 5 Min. bei den ersten Häusern von Hellert. Durch den langgestreckten Ort, mit prachtvollem Blick auf die Dagsburg (rechts davon der Donon), das Zornthal und die weite lothringische Hochebene. Nach 20 Min. an einer Häusergruppe, Gingett genannt, vorbei. Im Vorblick Haselburg, überragt von einer mächtigen Erdschanze. Von hier in 10 Min. nach Haselburg. Der Ort liegt auf einem fast nach allen Seiten steil abfallenden, fast kreisrunden Plateau, das im Norden von einem mächtigen Erdwall, Römerschanze genannt, abgeschlossen ist. Von demselben schöne Aussicht. Etwas ausserhalb des Walles steht eine schöne merkwürdige Felsbildung, Kuckuckfelsen genannt.

c) Haselburg — Sparsbrod — Lützelburg.
1½ Std.

Markierung: rot-blau, beginnend in Sparsbrod.

Der Strasse abwärts folgend in 35 Min. in Sparsbrod (Restaurant). Hier rechts aufwärts und dem Pfad oberhalb der Strasse ständig folgend in 1 Stunde in Lützelburg, Lutzelbourg.

Alfred Gaessler



Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant Belle-Vue.

Buhl (Haut-Rhin). Téléphone 195. Pension. Chambres confortables. Cuisine soignée. Repas à toute heure. Spécialité de vins d'Alsace. Carpes frites. Spécialité de truites au bleu. Jardin d'été. Bière de l'Espérance. Grande nouvelle salle pour Société.

Ernest Brohm.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse **St. Gangolf** près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renommée Küche. Gut gepflegte Weine. La Tiger Bock. Spécialité: Tannenhonig mit Butter. Bärobrot mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.

Propr. Xavier Ruf.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — 1^o Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.

Propr.: Xavier Baldenweck.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges. Propriétaire: J. Lindecker.

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation: Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bürejambon und Bürebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Propr.: Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. Propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geistesranke. - Keine Lungenranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant
et après saison. Propr.: G. Schneider.

Ferme Thierenbach -:- Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach